Menschliche Tragikomödie.

Zwölfter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwölfter Band.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: alles dreht sich im Kreis.
Göthe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.



Inhalt des zwölften Bandes.



Ein Realpolitiker „sans phrase“.

(Bescheidener Versuch einer „Rettung“ im zeitgemäßesten Sinn und Stil.)

Conscience is but a word that cowards use,
Devis'd at first to keep the strong in awe;
Our strong arms be our conscience, swords our law.
Shakspeare, Richard III., 5, 3.

1.

Am 9. April 1483 starb im Palast von Westminster König Eduard der Vierte von England, bevor er 41 Jahre alt geworden. Eine unwissenschaftlich-moralisirende Geschichtebetrachtung könnte sich leicht versucht fühlen, diesen frühzeitigen Hingang tadelnd der Völlerei und Unzucht des Königs auf Rechnung zu setzen. Die objektive Historik dagegen begreift die kraftstrotzende Natur dieses York und verzeiht demzufolge die Ausschreitungen derselben oder findet vielmehr dieselben ganz in der Ordnung. Der älteste Sohn des rebellischen Herzogs Richard von York musste ein solcher Vielfraß, Söffer und Unzüchtling sein, wie er war: er konnte gar nicht anders. Seine Natur wollte es so. Er musste auch der Treue- und Wortbrüchige, der erbarmungslose Schlächter und der Brudermörder sein, der er gewesen. Seine Stellung verlangte das gebieterisch. Man sollte doch endlich einmal der Kinderei entsagen, zu wähnen, die

Satzungen und Forderungen von Recht und Sitte, welche ja im Privatleben ganz gut sein mögen, müssten auch in der Politik Geltung und Bedeutung haben. Es wäre wahrlich an der Zeit, das lächerlich-philisterhafte Ellenmaß der Moral, womit der alte F. C. Schlosser in der Geschichte herumfuchtelte, in die Plunderkammer zu thun, auf Nimmerwiederseh'n.

Die Gräuel, womit die Nebenbuhlerschaft der Häuser Lankaster („Rothe Rose") und York („Weiße Rose") England etliche dreißig Jahre lang erfüllte, waren mit dem Hinschied Eduards des Vierten noch nicht zu Ende. Der Ueberschuß an Kraft, welcher sich in den englischen Beef-Eaters entwickelte, musste sich noch fernerweit austoben. Die Moral macht, beiläufig bemerkt, darüber ein groß Geschrei. Sie sagt, die Kriege, welche die beiden Rosen gegen einander führten, hätten das englische Volk mit allem Schändlichen und Scheusäligen geschlagen, was menschliche Verworfenheit und Ruchlosigkeit nur immer auszusinnen vermöchten. Lug und Trug, Meineid und Verrath, teuflische Bosheit und abgefeimteste Gemeinheit, raffinirteste Tücke und wildeste Grausamkeit hätten da mitsammen ganze Berge von Freveln aufgethürmt. Nun ja, es ging da allerdings nicht ganz säuberlich her. Aber was kümmert das die Wissenschaft? Diese hat nur nachzuweisen und darzuthun, daß und wie auch hier das große Entwickelungsgesetz im Spiele war, vorweggenommener Darwinismus, so zu sagen. Es handelte sich um den bekannten „Kampf um's Dasein". Nämlich um's Königsdasein. Die Herren Prinzen von der rothen Rose, wie gleichermaßen und gleichzeitig die von der weißen Rose wollten Könige von England sein. Da kam es darauf an, wer von ihnen gerade die ausgiebigeren Gehirnsekretionen, die festeren Nerven und die kräftigeren Muskeln hätte. Wer das alles hatte, war momentan der Stärkere und kriegte darum entwickelungsgesetzmäßig den Schwächeren unter — voilà tout.

Der vierte Eduard war also todt und es sollte ihm sein ältester Sohn als Eduard der Fünfte auf dem Throne

folgen, „von rechtswegen“, wie man gewohnheitsmäßig zu sagen pflegt. Wie war es aber mit den Gehirnsekretionen, Nerven und Muskeln des noch nicht ganz dreizehnjährigen Königs-Knaben bestellt? Sehr schwach. Ganz natürlich also, daß das irdene Töpflein, wenn es mit einem Eisentopf zusammenprallte, kläglich in Scherben ging.

So ein Eisentopf war aber vorhanden: — der Ohm des Knaben, Richard, Duke of Glocester.

Man weiß, wie der Shakspeare den Mann dramatisch verunstaltet und tragisch verunglimpft hat. Ja, verunstaltet und verunglimpft. Denn Richard war keineswegs bucklig, geschweige „ein Klumpen ekelhafter Mißgestalt (a lump of foul deformity)“, sondern er hatte nur einen kleinen „Verdruß“ auf der rechten Achsel und eine Verschrumpfung am linken Arm. Ein Adonis allerdings war er gerade nicht. Kaum von Mittelgröße und von hageren, scharfen Gesichtszügen, hatte er sich mittels vom Knabenalter an unausgesetzt betriebenen Abhärtungen und Uebungen einen eisernen Körper voll Kraft und Gewandtheit erworben, mit einer stählernen Seele darin, falls nämlich der obsolete Ausdruck „Seele“ statthaft wäre. Schon als Jüngling nicht nur ein Ritter von glänzender Tapferkeit, sondern auch ein geschickter und glücklicher General, hatte er sich als solcher, wie als scharfsichtiger und schneidiger Politiker, noch bevor er zwanzig Jahre alt geworden, die allergrößten Verdienste um die Weiße Rose erworben. Er hatte es frühzeitig verstanden, sich in Achtung zu setzen. Graubärtige Männer, die in fünfzig Schlachten aufrecht gestanden, senkten die Stirnen, wenn der junge Richard sie anfunkelte mit seinen stahlgrauen Augen und dazu, wie er zu thun pflegte, die Unterlippe biß und den Dolch, den er immer am Gürtel trug, spielend halb aus der Scheide zog und langsam wieder in dieselbe zurückschob.

Shakspeare hat bekanntlich, um eine Bravourrolle für Komödianten zu schaffen, den zum Realpolitiker höchsten Stils geborenen Herzog von Glocester zu einem dämonischen Popanz gemacht, welcher, vom Teufel der Ehr- und Herrsch-

sucht besessen, wie ein Rasender sich gebärdet, nämlich wie ein rasender Kulissenreißer. Es lohnt sich nicht der Mühe, auf diese Pfuscherei in bombastischen Versen näher einzugehen. Ueberhaupt, dieser Shakspeare, was war er denn eigentlich? Autodidakt, Dilettant, Literat — bah! Von Zünftigkeit, von Schule, von Methode nicht die blasseste Idee! Er ist jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen, seitdem der Göthe darein gekommen. Das Beste an seinen lächerlich überschätzten Werken sind, wie jetzt fachmännisch dargethan ist, die Noten seiner gelehrten Kommentatoren, wie denn ja auch der Göthe seinerseits erst zu wirklicher Bedeutung und Geltung zu gelangen anfing, seitdem die Göthe-Scholiasten seiner sich angenommen und nicht nur sein Versezeug, sondern auch seine Papierkörbe, seine alten Kleider, Hemden und Schnupftücher, seine Mappen-, Kasten-, Schubladen-, Schatullen-, Tisch- und Bettschätze zu Objekten tiefgründender Forschungen und unerhört kurzweiliger Darstellungen gemacht haben.

Herzog Richards Platz war auf dem Schlachtfeld oder am Staatsrathstisch. Aber auch im Damengemach wusste er sich schicklich und sogar anmuthig zu bewegen. Die Weiber verstand er meisterlich zu führen, wenn es ihm gerade in den Kram seiner Realpolitik passte. Ein sentimental seufzender Schäfer ist er freilich nicht gewesen. Seine Heirat mit der Lady Anna Nevil, der jüngeren Tochter des unermesslich reichen „Königsmachers" Warwick, welche dem Sohne König Heinrichs des Sechsten, dem auf der Walstatt von Tewksbury erschlagenen Prinzen Eduard von Lankaster vermählt gewesen, ohne daß die Ehe vollzogen worden, — diese Heirat war ein realpolitisches, ganz vorzüglich rentirendes Geschäft. Uebrigens war dieser scharfsinnige Rechner nichts weniger als ein Knauser, sondern vielmehr ein prachtentfaltender Herr, der unter Umständen auch ein recht munterer sein konnte. Er liebte Glanz und Prunk, Musikanten und Schnurranten, Falken, Pferde, Hunde und Affen. Namentlich Affen. Ihre Grimassen mochten ihm ungekünstelter, aufrichtiger und darum ergötz-

licher vorkommen als die der Menschen. Was diese, die Menschen, angeht, so werthete und behandelte er sie, wie sie es verdienten.

2.

Beim Tode seines Vaters weilte der Prinz von Wales, welcher jetzt Eduard der Fünfte hieß, fern von London auf dem Schlosse Ludlow an der waliser Gränze. Bei ihm waren sein Oheim von mütterlicher Seite, der zugleich sein Erzieher, Anton Wydeville, Earl of Rivers, und sein Halbbruder Lord Richard Grey, der zweite Sohn der Königin-Witwe Elisabeth aus ihrer ersten Ehe mit Sir John Grey. Der ältere Bruder von Richard Grey, Thomas, Marquis von Dorset, war, von seinem Stiefvater König Eduard dem Vierten dazu bestellt, Kommandant im Tower zu London und als solcher Hüter der Hauptstadt und des Kronschatzes.

Die Königin-Witwe Elisabeth befand sich mit ihrem jüngeren Sohn von Eduard dem Vierten, dem neunjährigen Herzog Richard von York, und mit ihren Töchtern im Palast von Westminster. Sie versuchte unter Beihilfe ihres Bruders Rivers, ihrer Söhne aus erster Ehe und ihres übrigen Familienanhangs die der Hand des todten Königs entsunkenen Zügel des Staates zu fassen und zu halten. Sie ließ Eduard den Vierten bestatten und Eduard den Fünften ausrufen. Sie gestattete auch, daß ihre Verwandten, namentlich der Kommandant des Towers, verschiedene finanzielle und militärische Veranstaltungen trafen.

Nun war da aber am Hof und im Staat eine Partei oder wenigstens eine Anzahl von Lords, welche, obzwar dem Hause York aufrichtig zugethan — soweit es nämlich im damaligen England überhaupt so etwas wie Aufrichtigkeit gab — schon lange mit schlechtverhehlter Abgunst auf

das Emporkömmlingeglück der Wydevilles und Greys geblickt hatten und jetzt nichts weniger als gewillt waren, von den Verwandten der Königin sich und das Reich regieren zu lassen. Vorragend unter diesen Gegnern waren die Lords Hastings (Oberkämmerer), Howard (Bannerherr) und Stanley (Oberhofmeister), sowie Harry Stafford, Herzog von Buckingham, dem Besitz und Herkunft — er stammte mütterlicherseits von einer Enkelin Eduards des Dritten, folglich aus dem Hause Plantagenet — großes Ansehen verliehen. Diese Magnaten und ihre Gesinnungsgenossen stießen mit der Königin-Witwe und deren Anhang schon feindselig zusammen, als es sich um die Erledigung der bloßen Formfrage handelte, wie der junge König von Ludlow nach London geleitet werden sollte, auf daß er am 4. Mai daselbst gekrönt würde. Offenbar wollten die Lords, daß der königliche Knabe bei dieser Gelegenheit aus den Händen der Wydevilles und Greys in die ihrigen gelangte. Derweil aber machte ein Dritter sich fertig, das kostbare Unterpfand in *seine* Gewalt zu bringen.

Richard von Glocester führte an der von ewiger, nur durch kurze Ruhepausen unterbrochener Fehde erfüllten schottischen Gränze den Heerbefehl, als er die Botschaft vom Ableben seines Bruders Eduard empfing. Mit welchen Gefühlen, das weiß man nicht und kann man nicht einmal vermuthen. Gewiß ist nur, daß er sofort seiner Schwägerin Elisabeth sein Beileid vermelden und seinem jungen Neffen seine Vasallentreue und sein Schwert zur Verfügung stellen ließ. Dann ging er nach York, bestellte ein Traueramt im Münster, wohnte der Celebrirung desselben in Trauerkleidern an, berief hierauf die Nobility und Gentry der nördlichen Grafschaften und hieß sie Eduard dem Fünften Treue schwören, allen voran selber schwörend. So ein Schwur macht sich gut und kostet nichts als Worte, welche bekanntlich dazu da sind, die Gedanken zu verbergen. Auch muß man sich, wenn man ein richtiger Realpolitiker sein will, genau über die Sachlage orientiren, bevor man anfasst. Richard war bald orientirt, besonders dann, als

ihm ein vom Herzog von Buckingham entsandter Bote gemeldet hatte, wie die Königin-Witwe und ihre Sippen ins Zeug gingen, ohne erst bei ihm, dem Oheim des jungen Königs und dem Großadmiral von England, um dies und das anzufragen. Er verständigte Buckingham und Hastings, daß und wie er den Wydevilles und Greys den Meister zeigen wollte und brach hastig von York gen Süden auf. Es galt, dem Earl Rivers und dem Lord Grey, welche sich mit ihrem königlichen Neffen und Halbbruder von Ludlow nach der Hauptstadt aufgemacht hatten, unterwegs zuvorzukommen und sich des jungen Königs zu bemächtigen, bevor derselbe London erreichte.

Dies gelang und zwar zu Stratford, nachdem der Herzog von Buckingham, einer Weisung Glocesters gehorchend, von London her diesem 300 Lanzen in Northampton zugeführt hatte. Schon bei dieser Gelegenheit handelte Richard mit jener raschen und eisernen Greif- und Treffsicherheit, welche seine Gegner verblüffte, mit Schrecken schlug und mit Entsetzen lähmte. Er bemächtigte sich seines jungen Neffen. Allerdings that er dies mit gezogener Mütze und gebogenem Knie, wie es sich seinem rechtmäßigen König und Herrn gegenüber geziemte; aber er that es doch. Eine richtige Realpolitik schließt ja die Beobachtung ritterlicher Formen nicht aus. Natürlich durfte sich der oheimliche Realpolitiker weder durch solche Formen noch durch die Thränen Eduards des Fünften abhalten lassen, die Verwandten desselben, Rivers und Grey, und die Kämmerer Vaughan und Hawse, ohne Umstände fassen und auf seine Burgen in Yorkshire in die Gefangenschaft abführen zu lassen, obzwar er den Oheim und den Halbbruder seines Neffen, als sie in Northampton gekommen waren, ihn zu begrüßen, mit größter Freundlichkeit empfangen, sie auch zu Tische geladen und munter mit ihnen gezecht hatte. Warum nicht? Die Realpolitikerin Katze spielt ja auch mit der Maus, bevor sie dieselbe auffrißt.

In der Walpurgisnacht langte der Bote Glocesters, welcher dem Lord Hastings zu melden hatte, was zu Nort-

hampton und Stratford geschehen, in London an. Hastings machte dem Kanzler Rotheram, Erzbischof von York, Mittheilung und die Ahnung dessen, was kommen würde, legte sich wie ein schwerer, schwarzer Schatten auf die Stadt. Die Königin-Witwe Elisabeth hielt sich im Palast nicht mehr für sicher, begab sich mit ihrem jüngeren Knaben Richard und ihren Töchtern schleunig hinüber in das Sanktuarium von Westminster und stellte sich unter den Schutz des Abtes. Auch der Marquis von Dorset fand es gerathen, den Tower sofort zu verlassen und sich ebenfalls in der westminsterlichen Freistätte zu bergen. Ein großer Abfall kündigte sich an. Nur wenige Lords und Prälaten hielten in Westminster und bei der Partei Wydeville-Grey aus, viele dagegen scharten sich in der City um Hastings, welcher übrigens erklärte — und nicht nur erklärte, sondern auch glaubte — daß die Rechte Eduards des Fünften in keiner Weise angetastet werden sollten.

Dem schien wirklich so zu sein. Zwar verzögerte Glocester den Einzug des jungen Königs in die Hauptstadt bis zum 4. Mai, also bis zu dem Tage, welcher ursprünglich zum Krönungstage bestimmt war; aber beim Einzug ritt der Oheim barhaupt vor dem Neffen her, forderte das Volk auf, den jungen König hochleben zu lassen und ordnete an, daß noch an demselben Tage Eduard der Fünfte im bischöflichen Palast bei der Paulskirche die Huldigung und den Treuschwur der anwesenden geistlichen und weltlichen Peers, sowie der Mitglieder des londoner Gemeinderathes empfing. Man konnte demnach glauben, Glocesters ganzes Absehen ginge darauf, bis zur Volljährigkeit seines Neffen die Regentschaft zu führen, worauf er ja als Oheim und erster Magnat des Königreichs vollwichtigen Anspruch hatte.

Es gewann auch den Anschein, als wollte sich in diesem Sinn alles glatt abwickeln. Geistliche und weltliche Lords hielten, und zwar mit Beiziehung von „Gemeinen“ (Commoners), d. h. Unterhausmitgliedern, verschiedene Rathschläge, bis sie schlüssig wurden, den Herzog von Glocester

förmlich zum Vormund und Beschützer des minderjährigen Königs und zum Präsidenten des Geheimen Rathes zu bestellen. Etwas wie leises Misstrauen gegen Richard schien sich allerdings zu bergen in dem Umstand, daß ihm nicht der Titel Regent, sondern nur der Titel Lord-Protektor zuerkannt wurde. Hätte man spätere Geschehnisse vorhersehen können, so würde es wohl auch aufgefallen sein, wenn auf Antrag des Herzogs von Buckingham beschlossen wurde, daß der junge König nicht im Westminsterpalast, sondern im Tower residiren sollte. Der Erzbischof Rotheram von York musste, als Parteigänger der Königin-Witwe, verdächtig, die Staatssiegel an den Bischof Russel von Linkoln abgeben.

3.

Wie konnte aber ein Mann, dessen Gesäß so ganz dazu gebaut war, auf dem Throne zu sitzen, sich damit begnügen, auf der obersten Stufe desselben zu stehen? Dies verlangen, hieße etwa fordern, Friedrich der Große hätte, statt die Schlachten des siebenjährigen Krieges zu schlagen, sich lebenslang darauf beschränken sollen, die potsdamer Wachtparade zu kommandiren. Es ist für Starke nicht nur ein Recht, sondern auch eine Nothwendigkeit, ihre Stärke zu manifestiren. Finden sie hierbei Hindernisse auf ihrem Wege, um so schlimmer für die Hindernisse. Menschen, die das Zeug haben, Geschichte zu machen, können doch fürwahr ihre Zeit nicht damit verlieren, im Katechismus zu lesen. Wer vorankommen will im Gedränge, muß seine Ellbogen tüchtig und rücksichtslos gebrauchen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wer die Mittel vorher auf ihre sogenannte „Moralität“ prüft, wird niemals einen großen Zweck erreichen. Und so weiter im unfehlbaren Regulbuch vorurtheilsfreier Realpolitik und objektiver Historik.

Uebrigens war der Lordprotektor Richard nicht gerade auf Rosen gebettet. Im Gegentheil, seine Lage war so unbequem, daß es sich, so zu sagen, schon aus reinkörperlichen Beweggründen empfahl, ein bequemeres Bett zurechtzumachen. Das nächstliegende Mittel hierzu war die Bildung einer festen protektoralen Partei und das tauglichste Material zu einer solchen glaubte der Protektor gefunden zu haben in den Mitgliedern der alten und hohen Baronschaft, für deren Führer der Herzog von Buckingham gelten konnte. Diese Herren blickten mit derselben Abneigung auf die Sippschaft der Königin-Witwe wie auf den Lord Hastings, welcher als Vertrauter Eduards des Vierten darauf Anspruch machte, auch der Vertraute Eduards des Fünften zu sein und im Rathe des jungen Königs die erste Stelle einzunehmen. Wie konnte aber ein Mann vom Kaliber Richards von Glocester einem andern die erste Stelle einräumen? Zudem musste sich ihm die Nothwendigkeit aufdrängen, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu sorgen. Die Sachen konnten sich ja nothdürftig so hinschleppen bis zur Volljährigkeit des Königs. Aber dann? Wer und was stellte den Protektor davor sicher, daß der mündige fünfte Eduard den Sturz seiner Mutter und ihrer Verwandten an seinem Oheim rächen wollte und würde? Der ganze Verlauf der Rosenkriege hatte ja gezeigt, daß energische Könige ihren Willen und ihre Gelüste allen Gesetzen des Königreichs, aller parlamentarischen Kontrole, allen Rechtsbräuchen und Herkömmlichkeiten zum Tort und Trotz durchzusetzen vermöchten. Konnte aber nicht aus dem König-Knaben Eduard ein Mann vom Schlage seines Vaters oder gar seines Ohms Richard werden? Alle diese Fragen gaben dem Protektor zu denken und er gehörte nicht zu denen, die sich mit dem Denken begnügen. Er war ja ein Thatmann jeder Zoll.

Leider ist es unmöglich, sein Thun Schritt für Schritt zu verfolgen, weil darüber, was in den ersten Tagen seines Protektorats um ihn her und in ihm selber vorging, die Quellen nur spärlich und trübe fließen oder auch ganz

versiegen. Richard scheint Grund zu der Befürchtung gehabt zu haben, daß Hastings und dessen Anhang ein Kompromiß mit den Wydevilles und Greys eingehen könnten. Es ist auch dunkel die Rede von einer heftigen Oppositionsregung, welche sich in einer im Westminsterpalast gehaltenen Rathsitzung von weltlichen und geistlichen Lords gegen den Protektor kundgegeben habe. Jedenfalls fand Richard Hindernisse auf seinem Wege und er war nicht der Mann, sich dadurch aufhalten zu lassen. Ob er sich als Endziel sofort die Königskrone steckte, ist aktenmäßig festzustellen unmöglich; aber unwahrscheinlich ist es keineswegs. Man müht sich doch wahrhaftig nicht für nichts und wieder nichts ab in einem solchen Wirrsal und für Richard von Glocester ziemte es sich, nur den höchsten Siegespreis ins Auge zu fassen.

Am 5. Juni 1483 wurde verkündigt, daß der junge König am 22. gekrönt werden sollte, und alle die weitschichtigen und geräuschvollen Zurüstungen dieser Feierlichkeit kamen alsbald in Gang. Gerade an jenen Tagen und Nächten muß dies und das Unheimliche vorgegangen sein und es deutet auf eine heftige Reibung zwischen den Parteien, wenn wir erfahren, daß der Lordprotektor mit Buckingham und seinen übrigen Freunden in Crosby Place, seinem Stadtpalast, rathschlug, während die Lords Hastings und Stanley mit dem Erzbischof Rotheram und dem Bischof Morton von Ely, welche beiden Prälaten entschieden der Königin-Witwe anhingen, im Kapitelhause von St. Paul zu Rathe saßen. Hastings hatte unter seinen Handlangern einen gewissen William Catesby, Winkeladvokat seines Handwerks, welchem er ganz vertraute. Aber derweil verrieth ihn der Schuft an Richard von Glocester, welchem er alle Aeußerungen, Absichten und Maßnahmen des Lords hinterbrachte. Sehr wahrscheinlich auch völlig erdichtete Aeußerungen, Absichten und Maßnahmen.

Die Geschehnisse kamen jetzt in raschen Fluß oder auch könnte man sagen, der Herzog Lordprotektor habe sich in eine Lawine verwandelt, welche in unwiderstehlichem

Herabrollen alles, was sie auf ihrem Wege fand, einwickelte, erstickte und zermalmte — ein großartiger Anblick, obzwar nicht für empfindsame Seelen gemacht.

Am 10. Juni sandte Glocester den Sir Richard Ratcliffe, einen seiner vertrautesten Diener, nach York, dessen Bürgerschaft ihm sehr anhänglich war. Der Bote trug ein Schreiben an den Stadtrath, worin dieser angegangen wurde, ihm, dem Lordprotektor, sofort eine Bürgerschar in Wehr und Waffen zur Hilfe zu senden, weil die Königin-Witwe und ihre Anhänger sich gegen sein Leben verschworen hätten. Auf den 13. Juni wurden die Lords zu einem allgemeinen Rathschlag in den Tower geladen und zwar in die Rathskammer im sogenannten „Weißen Tower", wie das inmitten der Citadelle aufragende, quadratische, von vier Thürmen flankirte Hauptmassiv des ganzen Burgpalastes hieß. Auch Hastings folgte diesem Rathsgebot, nichts Arges ahnend, wie es scheint. Der Lordprotektor erschien etwas spät an der Rathstafel und sagte entschuldigend, er hätte sich verschlafen. Er war in bester Laune und erbat sich vom Bischof Morton von Ely eine Schüssel Erdbeeren, weil er, wie er sagte, gehört habe, daß der Bischof in seinem Garten zu Holborn vortreffliche gezogen hätte. Dann ging er weg und kam nach einer Stunde wieder, ein völlig anderer. Finsteren Antlitzes ließ er sich am Rathstische nieder und saß eine Weile schweigend, die Unterlippe beißend und mit seinem Dolche spielend. Dann sprang er plötzlich auf, wie in Wuth, und rief aus: „Was für eine Strafe verdienen Solche, die mir an's Leben wollen?" Hastings, welcher mit Schrecken fühlen mochte, auf was und auf wen es abgesehen wäre, erhob sich und sagte, wer dem Lordprotektor nach dem Leben stände, müsste sterben als ein Verräther. Worauf Glocester: „Die Hexe, meines Bruders Witib, und eine andere Hexe, die Jane Shore, sie haben mir mit ihren Hexereien den Leib verschändet." Damit streifte er seinen Aermel zurück und zeigte seinen verschrumpften linken Arm, welcher, wie die Anwesenden gar wohl wussten, von jeher so gewesen war.

Hastings äußerte, wenn die Frauen schuldig, müssten sie bestraft werden. „Fort mit deinem Wenn und Aber!" schrie Glocester. „Ich sage dir, sie haben es gethan, und du, Verräther, sollst es mir büßen!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch, auf welches Signal hin Bewaffnete hereinstürzten und auf des Protektors Befehl die Lords Hastings und Stanley, die Bischöfe Rotheram und Morton, sowie noch andere Rathsmitglieder verhafteten. Glocester ließ sie in die Gefängnisse des Tower abführen, aber dem Lord Hastings rief er zu: „Beichte, Verräther! Denn, bei bei St. Paul, ich will nicht zu Mittag essen, bevor ich deinen Kopf habe herabschlagen sehen." Und er hielt Wort. Umsonst forderte Hastings Recht und Gericht. Als ob man von einem Realpolitiker, wie er sein soll — und ein solcher war ja Richard von Glocester — verlangen könnte, daß er sich um derartige Formalitäten kümmern müsste. Hervorzuheben ist jedoch die zarte Sorge des Lordprotektors um das Seelenheil seines Gefangenen. Hastings wurde in die Kapelle des Tower gebracht, damit er beichtete. Dies gethan, führte man ihn auf den nahebei gelegenen Rasenplatz, wo sich zufällig ein Bauholzbalken vorfand. Auf diesen musste der Lord seinen Hals legen, worauf man ihm ohne weitere Umstände den Kopf herunterschlug [1]).

Man sieht, der Lordprotektor fackelte nicht lange. War er darum etwa für grausam zu halten? Bewahre! Nur die Unwissenschaftlichkeit könnte es ihm verübeln, daß

---

1) Hastings' Maitresse, welche vordem die Maitresse Eduards des Vierten gewesen, Jane Shore, die der Lordprotektor mit kluger Berechnung der Hexerei bezichtigte und der Lüderlichkeit anklagte, um so auch dem Andenken seines Bruders Eduard eins anzuhängen, wurde eingethürmt, ihres Vermögens beraubt und vom geistlichen Gerichtshof des Bischofs von London verurtheilt, im Sünderinnenhemd und mit einer gelben Kerze in der Hand am nächsten Sonntag nach Hastings' Hinrichtung öffentlich Kirchenbuße zu thun. Mylord von Glocester war eben ein sehr sittenstrenger Mann. Die schöne Jane, welche König Eduard die „munterste" seiner Maitressen genannt hatte, starb erst unter Heinrich dem Achten und zwar als Bettlerin.

er, den Nothwendigkeiten seiner Lage, ich möchte sagen dem kategorischen Imperativ seiner großstilisirten Politik gehorchend, seine Bahn von Anstoßsteinen energisch säuberte. Hatte er doch schon als achtzehnjähriger Jüngling so gehandelt, dazumal, als er, wie wenigstens mit Grund geglaubt wurde, in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai 1471 in den Tower ging, um Heinrich den Sechsten, diesen armen Fex von entthrontem König höchsteigenhändig zu erdolchen, damit diese sehr überflüssige lankaster'sche Schattengestalt dem Hause York nicht länger vor der Sonne stünde.

Gewöhnliche Menschen und schlechte Politiker haben regelmäßig die Schwäche, nicht B sagen zu wollen, nachdem sie A gesagt. Daher die vielen halben Wollungen und ganzen Dummheiten der Welt.

Unser Realpolitiker war kein halber, sondern ein ganzer Mann, welcher mit viel mehr Recht als unser deutscher Träumerich Faust von sich sagen konnte:

„Bin gescheider als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Professoren und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Er wusste ganz klar, was er wollte, und sein Wollen machte er alsbald zu folgerichtigem Thun. Der Mann hatte auch schon einen spürbaren modernen Zug an sich: er liebte und verstand es, Volksstimmung und öffentliche Meinung zu machen. Nachdem er in gemeldeter Weise gegen Hastings und dessen schöne Buhlin vorgefahren, ließ er eine Anzahl von notabeln Bürgern der City kommen und setzte selbigen auseinander, daß und wie er und sein Vetter Buckingham am Morgen des Tages nur mit Noth einem schändlichen gegen ihr Leben gesponnenen Komplott entronnen wären. Ein Herold musste diese Neuigkeit auch in den Straßen ausrufen. Die Bonapartes haben später unserem Realpolitiker den Kunstgriff abgelernt, bei rechter Zeit ein nettes Komplott sich einstellen zu lassen.

Derweil langte Ratcliffe spornstreichs am 15. Juni in York an, der Träger wichtiger Befehle des Lordprotektors.

Denselben zufolge setzte sich der Stadtmayor mit dem bürgerlichen Aufgebot gen Pontefrakt (Pomfret) in Bewegung. Hierhin führte auch der Graf von Northumberland die baronialen Mannschaften der nördlichen Grafschaften. Denn schleuniger Zuzug, so wurde bekanntgegeben, sei nöthig, um den Lordprotektor gegen die Anschläge der Königin-Witwe und ihres Anhangs zu schützen. Nebenbei hatte der geschwinde Ratcliffe auch noch den Befehl mitgebracht, die Gefangenen von Northampton wegzusäubern, und demgemäß wurden Graf Rivers, Lord Grey und Sir Vaughan zu Pontefrakt oder dort herum um ihre Köpfe verkürzt. Richard von Glocester hatte überhaupt den Grundsatz, daß es unthunlich, sich mit Gefangenen zu schleppen, maßen nur die Todten nicht wiederkämen. Nach also vollzogener Aufräumung trugen die Freunde und Vasallen des Lordprotektors ihre Fahnen von Pontefrakt auf London zu, wohin zur selben Zeit auch Aufgebote der westlichen Grafschaften marschirten, um den, wie es hieß, so schwer bedrohten Oheim des jungen Königs zu schirmen.

4.

Während also seine Anhänger für ihn eintraten und handelten, war Glocester selber auch nicht müssig gewesen. Am 16. Juni, einen Tag nach der Ankunft seines getreuen Ratcliffe in York, hatte er eine Veranstaltung getroffen, die sich in der Folge als sehr bedeutsam herausstellte.

Wie man, so man kein Schwarzseher ist, wohl annehmen darf, erbarmte es Glocesters oheimliches Herz, daß sein junger Neffe und Mündel Eduard so allein im Tower sich langweilte. Der König-Knabe sollte einen Gespielen haben, und wer schickte sich besser dazu als sein leiblicher Bruder, der neunjährige Prinz Richard? Diesen aus der Freistätte im Sanktuarium von Westminster, allwo er bei

seiner Mutter weilte, herbeizuschaffen, war mit etlicher Schwierigkeit verknüpft; allein ein Oheim von der Natur Glocesters lässt sich durch Schwierigkeiten nicht aus dem Koncept bringen. Am genannten 16. Juni fuhr der Lordprotektor in seinem Staatsboot und gefolgt von mit Bewaffneten gefüllten Booten vom Tower nach Westminster und wusste, dort angelandet, dem Schirmvogt der Freistätte, dem Erzbischof Bourchier von Kanterbury, so sonnenklare und bewegliche Beweisgründe für die Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Durchbrechung der Heiligkeit des Asylrechts vorzulegen, daß der hochwürdigste Prälat nicht dagegen aufzukommen vermochte. Demzufolge ließ er sich herbei, zu der Königin-Witwe ins Sanktuarium sich zu begeben und der Dame vorzustellen, wie sehr es wünschenswerth wäre, ihrem älteren Knaben den jüngeren zum Gespielen zu geben. Seine erzbischöflichen Gnaden sprachen so salbungsvoll, daß Elisabeth das „Wünschenswerthe" der Sache erkennen und anerkennen musste. Sie gab ihren Richard her, unter bitteren Thränen, wie anzunehmen ist, aber sie gab ihn her. In der Halle von Westminster nahmen Glocester und Buckingham den Prinzen in Empfang, mit allen demselben gebührenden Ehren und Freundlichkeiten. Dann übergaben sie ihn dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Kanterbury, damit ihn dieser zum Bruder im Tower geleitete, und zwar in den sogenannten „Weißen Tower" des Burgpalastes, welches wohlausgestattete Quartier der Lordprotektor dem jungen Könige hatte anweisen lassen.

Die nächste Scene des im Gange befindlichen Drama's, dessen Peripetie alle mit sehenden Augen und hörenden Ohren versehenen Menschen unschwer errathen konnten, war eine pastorale. In einem richtigen Ränkespiel müssen ja immer auch Pastoren mitspielen, sonst wäre das Spiel nicht ganz. Sonntags den 22. Juni, also gerade an dem Tage, an welchem Eduard der Fünfte hätte gekrönt werden sollen, trat beim Kreuze vor der Kathedrale von St. Paul der hochwürdige Doktor Shaw auf, ein fixer Kanzelbeherrscher, und hielt vor der andächtig versammelten Volksmenge eine

verblüffende Predigt, welcher er als Text eine Stelle aus dem apokryphischen „Buch der Weisheit“ zu Grunde legte (Kap. 4, V. 5: „Und es werden zerbrochen die unzeitigen Aeste und unnütz ist ihre Frucht“). Das wurde auf Eduard den Vierten und seine beiden Söhne gedeutet. Shaw malte die Lüderlichkeit des verstorbenen Königs mit dickaufgetragenen Farben und führte aus, daß derselbe, bevor er die Elisabeth Grey kennen gelernt, mit der Lady Eleonore Talbot sich verlobt, dann aber, ohne dieses Eheverlöbniß zu lösen und lösen zu lassen, mit der erstgenannten Dame sich vermählt hätte. Folglich wäre diese Vermählung den Vorschriften des kanonischen Rechtes zuwider, demnach eine unrechtmäßige, also Elisabeth Grey nur des Königs Kebse gewesen, woraus geschlossen werden müsste, daß die in solcher wilden Ehe erzeugten Kinder illegitim und darum die beiden Prinzen Eduard und Richard nichts als Bastarde seien. Doktor Shaw war guter Logiker und sein Kettenschluß wirklich untadelhaft, vorausgesetzt, daß seine Prämisse richtig, und das musste doch wohl so sein. Wie hätte sonst ein so heiliger Mann diese Prämisse statuiren können? Er wollte sich auch, wie man zu sagen pflegt, einen glänzenden Abgang bereiten und seiner Predigt zum Schluß einen wirksamen Drucker und Treffer aufsetzen. Darum sprach er noch ein mehreres davon, daß und wie sehr der verstorbene König Eduard in seinen Gesichtszügen und seiner ganzen Haltung seinem (angeblichen) Vater, dem Duke of York, unähnlich gewesen, während dagegen der Lordprotektor das leibhafte Ebenbild seines Erzeugers wäre. Gerade als der fromme Redner diesen Schuß losbrannte — diesen auf die frauliche Ehre der noch lebenden Mutter König Eduards und Richards von Glocester gerichteten Schuß — erschien, natürlich rein zufällig, auf dem Söller eines benachbarten Hauses der Herr Lordprotektor und zeigte sich der Menge, als erwartete er vonseiten derselben etwas, nämlich etwa dieses, daß sie riefe: „Vivat König Richard!“ Aber das dumme Volk blieb stumm. Es hatte die ihm zugetheilte Rolle in der Komödie des Tages leider gar nicht begriffen. Sehr be-

greiflich daher, daß uns von einem dem hochwürdigen Doktor Shaw zugetheilten Spielhonorar nichts gemeldet wird.

Man musste schlechterdings noch deutlicher werden, als man am 22. Juni geworden. Zwei Tage und Nächte hindurch wurden die Kulissen zurechtgeschoben, die Komparsen eingedrillt und die Statisten dressirt. Dann, am 24. Juni — das Parlament sollte gerade zusammentreten und darum waren viele Peers und Gemeine in der Hauptstadt anwesend — erschien der Herzog von Buckingham in der Guildhall der City in der Versammlung des Gemeinderathes und der Bürgerschaft, wiederholte die gegen Eduards des Vierten und seiner Kinder Legitimität vom Doktor Shaw vorgebrachten Beweisgründe und zog daraus den Schluß, daß Richard von Glocester der wahre und alleinberechtigte Erbe der Krone von England sei.

Nun war es recht unbequem, daß Aldermänner und Bürger zwar die Botschaft hörten, aber nicht so recht daran glauben wollten. Der lustige Bruder Eduard der Vierte war eben in London sehr populär gewesen. Doch wofür gäbe es jenes französische Ding in der Welt, welches Claque heißt, so man nicht bei passender Gelegenheit davon Gebrauch machte! Hinten in der Halle erhob sich ein, obzwar etwas dünnes „Vivat König Richard!“ worauf Buckingham alsogleich Magistrat und Bürgerschaft der Hauptstadt einlud, morgigen Tages ihn zum Baynard Castle, der Residenz des Lordprotektors, zu begleiten, um diesem die Willensmeinung des Volkes, daß er König sein müsste, zu überbringen.

So geschah es. Die bekannte „vox populi, vox dei“ hatte sich vernehmen lassen. Eine packende Phrase war gefunden, die richtige Losung ausgegeben, eine hübschgemalte Fahne entfaltet und der Pöbel, der süße wie der saure, lief hinterdrein. Am 25. Juni führte Buckingham den Volkshaufen, welchem sich viele Lords und Commoners anschlossen, zum Baynard Castle. Wie es bei solchen Anlässen schicklich, zierte sich Glocester ein bißchen, die ihm dargebotene Krone anzunehmen; aber nach einigem Ver-

schämtthun, wie es die gute Lebensart vorschrieb, nahm er sie an, wie es ja selbstverständlich war. Schon am folgenden Tage trat er als König Richard der Dritte auf und einher. Er begab sich mit großem Gefolge nach Westminster, setzte sich in der Halle auf den alten Marmorstuhl, zum Zeichen, daß er vom höchsten Richteramt Besitz ergriffe, ließ dann in der Abteikirche jenes bekannte Tedeum singen, welches unbedingt mit zum Apparat der Staatsstreiche gehört, und hierauf, nachdem er den königlichen Palast förmlich in Besitz genommen, durch Herolde in der ganzen Stadt ausrufen, daß König Richard der Dritte das Regiment angetreten habe.

Der Antritt war ein milder und gnädiger, woraus wiederum zu ersehen, daß Richard von Natur eigentlich ein gutmüthiger Mann gewesen. Hätte man ihn nur unbehelligt gewähren lassen in seiner Huld und Milde! Aber böse Menschen ruhten ja nicht, bis sie seiner „Denkart fromme Milch“ verwandelt hatten „in gährend Drachengift“. Dieses „Drachengift“ ist übrigens nur eine subjektive Uebertreibung, eine dichterische Hyperbel, welche vonseiten objektiver Historik mit Entrüstung abgelehnt werden muß. Denn der neue König erwies sich sogar notorischen Feinden gnädig und huldvoll: er ließ den Erzbischof von York und den Bischof von Ely frei, er ernannte den Lord Stanley, nachdem derselbe Reu' und Leid gemacht, zu seinem Oberhofmeister. Recht staatshaushälterisch handelte er auch, indem er mit den Anschaffungen und Zurüstungen, welche für die Krönung seines „illegitimen“ Neffen gemacht und getroffen worden waren, vorliebnahm und dem Reiche neue Aufwendungen zu diesem Zwecke ersparte. Am 5. Juli 1483 machte König Richard den herkömmlichen Processionsritt durch die City mit großer Pracht. Mit noch größerer wurden am folgenden Tage Mylord von Glocester und Mylady Anna als König und Königin von England gekrönt. Leider wollte, wie gemeldet wird, beim Krönungsbankett in der großen Halle von Westminster keine rechte Feststimmung aufkommen. Es scheint, die Herren wollten nicht zechen und kurtesiren, die

Damen nicht tanzen und kokettiren. Kaum war der Nachtisch aufgetragen, nahm das Fest ein langweilig Ende. Augenscheinlich hatten die Menschen von damals keinen rechten Sinn für die Größe und Schönheit der Realpolitik.

5.

Mit gnädigem Bezeigen, aber auch mit der eindringlichen Mahnung, für Ruhe und Ordnung im Lande thätig zu sein, entließ Richard der Dritte die Mitglieder seines ersten Parlaments nach Hause. Dann machte er selber sich auf zu einer Rundreise im Königreich, um überall mit eigenen Augen nach dem Rechten zu sehen. Zu Oxford, wo er im berühmten Magdalenenkollegium nächtigte, wurde er von der Professorenschaft mit alleruntertänigst-begeisterten Huldigungen und wohlstilisirten Festreden empfangen. Professoren sind loyale Leute und wussten schon am Ende des 15. Jahrhunderts so gut wie ihre Kollegen im 19. den Werth eines Realpolitikers, wie er sein soll, zu taxiren. Seinen Umzug fortsetzend, gab der König in Warwick-Castle den Gesandten der Höfe von Frankreich, Kastilien und Burgund Audienz, welche kamen, im Auftrag ihrer Souveräne ihn als König zu begrüßen. Die getreue Stadt York zu ehren, wurde sie zum Schauplatz einer prächtigen Wiederholung des Krönungsaktes gemacht, wobei der zehnjährige Sohn des Königs, Eduard, den Titel eines Prinzen von Wales, d. i. Thronfolgers, erhielt.

Der Festjubel von York war aber kaum verhallt, als aus dem Süden und Westen des Landes bedenkliche Nachrichten nach dem Norden gelangten. Dort in den südlichen und westlichen Grafschaften, war Richard der Dritte leider nicht beliebt. Man hatte sich zwar die Ueberraschung seiner Throngelangung gefallen lassen, aber kaum war er aus der Hauptstadt gen Norden aufgebrochen, so flüsterte man erst

leise von Usurpation, dann sprach man laut und lauter davon. Natürlich hatte unser Realpolitiker gegen den Wankelmuth der Menge sich vorgesehen und in London militärische Veranstaltungen getroffen, welche ihm den Besitz der Stadt sichern zu müssen schienen. Aber die Unzufriedenheit war da, breitete sich in den erwähnten Landschaften aus und gewann wie an Umfang so auch an Kraft. Romantik verschwor sich gegen Realpolitik, Sentimentalität gegen Staatsraison. Man fragte den beiden Söhnen Eduards des Vierten nach. Man kümmerte sich um das Schicksal der Knaben, von denen der ältere — so sagten die Leute — doch der rechtmäßige König von England wäre. Wo waren sie geblieben? Was war aus ihnen geworden? Ihr Vater war ein sehr schöner und munterer Herr gewesen, kein so buckliger Lippenbeißer wie dieser unheimliche Richard. Namentlich die Weiber waren voll Gift und Galle gegen den „Usurpator“.

Das war nun schon schlimm genug. Aber viel schlimmer gestaltete sich für den königlichen Realpolitiker die Sache, als sich plötzlich sein vornehmstes Werkzeug, der Herzog von Buckingham, gegen ihn kehrte. Dieser große Baron, den der König mit Reichthümern und Würden überhäuft hatte, besaß gerade Hirn genug, um einem Richard von Glocester zum Anschicksmann dienen zu können; aber nicht mehr. Es scheint, der Anblick vom raschen Aufsteigen seines Auftraggebers habe ihn schwindlig gemacht. War er nicht der reichste Magnat im Lande? Hatte er nicht Plantagenetsblut in den Adern? Warum sollte nicht auch er König werden können? Er hatte sich vielleicht diese Frage vorgelegt, als er sich von Richard dem Dritten, den er auf dem Königsumzug anfänglich begleitete, in Glocester verabschiedete, um nach seinem Brecon-Castle an der Gränze von Wales zu reisen. Hier oder vielleicht schon unterwegs entsagte er dem Königstraum, d. h. er ließ sich denselben ausreden, und die das thaten, waren seine Verwandte die Gräfin Margarethe von Richmond, geborene Beaufort, verwitwete Tudor, und der Bischof Morton von

Ely, welchen König Richard unglücklicherweise wegzusäubern unterlassen hatte. Dieser hochwürdige Herr war der Hauptmacher des Komplotts, welches gegen unsern armen Realpolitiker zu Faden geschlagen und schleunig festgenäht wurde. Buckingham ist auch jetzt wieder nur ein Werkzeug, ein buntgemalter Aushängeschild gewesen.

Das Komplott zielte darauf, Richard den Dritten zu entthronen und den Heinrich Tudor, Grafen von Richmond, Sohn des Edmund Tudor, eines Halbbruders Heinrichs des Sechsten, und der vorhin genannten Lady Margarethe Tudor-Beaufort, einer Urenkelin des Herzogs John von Gaunt-Lankaster, zum König von England zu machen. Mit dieser Königsmachenschaft sollte ein schließliches Kompromiß, eine Aussöhnung zwischen der Rothen und der Weißen Rose verbunden werden, indem sich Heinrich von Richmond mit der ältesten Tochter Eduards des Vierten vermählte. Die Verschworenen wussten die Zustimmung der Königin-Witwe Elisabeth zu erlangen und zu Ende Septembers fertigten sie Boten nach der Bretagne ab, wo Heinrich Tudor-Richmond in der Verbannung lebte, setzten ihn von dem Kompromiß in Kenntniß und forderten ihn auf, um die Mitte Oktobers an der Südküste von England zu landen, während Buckingham und seine Freunde in den westlichen Grafschaften losschlagen würden.

Warum aber war in dieser ganzen Sache gar keine Rede von den eingetowerten Söhnen Eduards des Vierten? Weil von denselben keine Rede mehr sein konnte. Sie waren todt.

Wie waren sie umgekommen? Das weiß man nicht bestimmt zu sagen. Wenigstens die zeitgenössischen Berichte drücken sich nicht bestimmt aus und sprechen nur so obenhin vom „interficere“, vom „decedere in fata“ und von einem „genere violenti interitus“. Ausführlicher und deutlicher sprach erst 26 Jahre später ein Berichterstatter, Sir Thomas More, jener steifnackige Widersacher König Heinrichs des Achten. More schrieb nämlich um 1509 eine Geschichte Eduards des Fünften und Richards

des Dritten und er konnte darüber allerdings manches, sogar vieles Geheime wissen, da er in seiner Jugend mit dem Bischof Morton von Ely in vertrautem Verkehr gewesen war. Aber, wohlverstanden, dieser hochwürdige Prälat war ein notorischer Gegner Richards des Dritten und demnach trugen seine Mittheilungen jedenfalls die Parteifärbung. More's Erzählung zufolge war der Ausgang der Söhne Eduards des Vierten dieser. Noch bevor Richard der Dritte auf seiner Rundfahrt nach Glocester gekommen, sandte er seinen Dienstmann John Green nach London zurück als Träger eines schriftlichen Befehls, welcher den Kommandanten des Tower, Sir Robert Brackenbury, anwies, die beiden im Tower verwahrten Prinzen umbringen zu lassen. Brackenbury verweigerte entschieden den geforderten Henkerdienst und Green überbrachte diese Weigerung dem König, welchen er in Warwick wieder einholte. Richard gab nun dem Sir James Tyrrel, den er als einen Ritter ohne Skrupel und Zweifel kannte, den bezüglichen Mordbefehl. Tyrrel vollzog denselben. Spornstreichs nach London geeilt, überbrachte er an Brackenbury des Königs Befehl, ihm, Tyrrel, für eine Nacht sämmtliche Schlüssel des Tower auszuliefern, d. h. ihn für eine Nacht im Tower kommandiren zu lassen. Brackenbury gehorchte und Tyrrel ging sofort an's Werk. Zu Vollstreckern des Gräuels ersah er seinen eigenen mitgebrachten Knecht John Dighton und einen der Wärter der beiden Prinzen, Miles Forest, und lehrte sie, was zu thun und wie es zu thun wäre. Um Mitternacht, als alles im Tower zur Ruhe gegangen, schlichen die beiden Mordgesellen in die Kammer, wo die armen Knaben König Eduards im gemeinsamen Bette schliefen. Sie fielen aus dem Schlaf in den Tod, mit Kissen und Decken brutal erstickt. Hierauf entkleideten die Mörder ihre Opfer und riefen Sir Tyrrel herein, damit er das vollbrachte Werk schaute. Der Ritter befahl, am Fuße der Treppe ein tiefes Loch zu graben und die nackten Leichen darein zu verscharren. Dann stieg er zu Pferde und eilte, York zu erreichen, um dem König zu melden,

daß geschehen, wie dieser befohlen. So Sir More, gewöhnlich schlichtweg Thomas Morus genannt.

Aber hatte König Richard befohlen, daß geschähe, wie geschah? Wo ist hierfür ein Beweis? Wo ist der angeblich dem Brackenbury durch Green zugekommene, dann dem Sir Tyrrel angeblich mündlich gegebene Befehl des Königs urkundlich bezeugt? Nirgends. Wo sind die romantischen Geschehnisse der vermuthlichen Mordnacht im Tower protokollirt? Nirgends. Wo ist der Todtenschein der beiden Prinzen? Nirgends. Gibt es eine venetianische Gesandtenrelation über diesen so ohne weiteres behaupteten Prinzenmord? Nein. Was haben wir also? Im Grunde gar nichts als den historischen Roman des Sir Thomas More, welcher Roman nachmals Poeten und Malern das Material geliefert hat, empfindsame Leute mehr oder weniger gruseln zu machen. Daß jedoch dieser Roman gar keine wissenschaftliche Bedeutung, nicht den geringsten objektiv-historischen Werth habe, ist sonnenklar.

Aber — so könnte man einwerfen — Thomas Morus, welcher für seine Ueberzeugung ruhmreich in den Tod gegangen, ist doch gewiß ein ehrenwerther Zeuge. Nun ja, ein Ehrenmann ist er ja wohl gewesen, aber von Realpolitik verstand er nichts. Schade, daß er mit seinem Geborenwerden nicht wartete bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Da hätte er gelernt, daß die Politik nichts anderes ist als „die Wissenschaft des Möglichen“. Demzufolge wäre es ihm wissenschaftlich zum Bewusstsein gekommen, daß es unmöglich, den Launen König Heinrichs des Achten zu widerstehen, und folglich würde er nicht die strafwürdige, die durchaus unwissenschaftliche Thorheit begangen haben, seinem König und Herrn zu widersprechen. Freilich, einem Manne, welcher die „Utopia“ verfasst hat, ist alles Querköpfige, Ideologische und Demagogische zuzutrauen. Geht man ihm wissenschaftlich zu Leibe, so gelangt man zu dem Resultat, daß er eigentlich eine ganz und gar destruktive Natur, ja geradenwegs ein vorweggenommener Kommunist, Petroleur und Dynamitolog gewesen ist. Aber

wir wollen davon ganz absehen und nur darauf hinweisen, daß er 26 Jahre nach den von ihm vermutheten und erzählten Ereignissen schrieb. Möglich, daß der Mann das ihm Mitgetheilte in aller Treue aufgenommen und in bestem Glauben weitergegeben habe. Aber, fragen wir, was kann binnen 26 Jahren nicht alles zusammenfabulirt werden? Erleben wir es nicht tagtäglich, daß Verleumder, Denuncianten und Delatoren einen beliebigen, noch dazu von ihnen selber erfundenen Floh im Handumdrehen zu einem Elephanten hinauflügen? Hat nicht Bismarck und vor ihm schon Karl Heinzen gesagt: „Gelogen wie telegraphirt“? Lügen die Zeitungen nicht „wie gedruckt“?

Bewiesen wird also durch die populäre Erzählung More's gar nichts. Auch andere Beweisführungsversuche sind lächerlich unzulänglich ausgefallen. So hat man der erwiesenen Thatsache gegenüber, daß König Heinrich der Siebente vergebens den ganzen Tower nach den Ueberresten der „ermordeten“ Söhne Eduards durchsuchen ließ, geltendmachen wollen, daß i. J. 1674 bei Gelegenheit von im Weißen Tower vorgenommenen Umbauten am Fuße der großen Treppe tief in der Erde ein Haufe menschlicher Knochen gefunden wurde, welche als die Ueberreste von zwei Knaben rekognoscirt worden seien. Durch wen rekognoscirt? Das wird nicht gesagt. Wir hören auch hier wiederum von keiner Protokollaufnahme. Wir hören auch von keiner fachmännischen Untersuchung durch einen kompetenten Anatomen und Osteologen. König Karl der Zweite freilich zweifelte nicht an der Echtheit der aufgefundenen Knochen, d. h. er anerkannte in denselben die Ueberreste der Söhne Eduards und ließ sie in der Westminsterabtei beisetzen. Aber, allen geziemenden Respekt vor einer königlichen Majestät vorbehalten, Karl der Zweite kann doch wohl nicht für eine fachmännisch-wissenschaftliche Autorität gelten? Was bleibt also auch hier übrig? Nichts als eine vage Vermuthung.

Das allerdings darf der objektiven Historik für gewiß gelten, daß die beiden Knaben im Tower gestorben. Aber

warum denn glauben, daß sie ermordet worden seien? Und vollends auf Veranstaltung ihres Oheims? Sie konnten ja ganz gut einer plötzlich über sie gekommenen Krankheit, womit einer den andern ansteckte, erlegen sein. Etwa der tückischen Diphtheritis, obzwar der Name dieser Seuche dazumal noch nicht in der Pathologie stand. Außerdem gibt es hundert Zufälle, welche für Knaben im Alter der Unvorsichtigkeit und des Muthwillens verderblich werden können. Möglich, daß sie im Spiele unversehens eine steile Treppe hinabgestürzt sind. Möglich, daß sie sich über die Brüstung einer hohen Zinne gelehnt und unglücklicherweise das Uebergewicht bekommen haben. Möglich, daß sie sich mit knäbischer Unmäßigkeit überaßen, etwa an unreifem Obst — es war ja gerade die Jahreszeit dazu — und dann von einer heftigen Kolik weggerafft wurden. Kurz, der Möglichkeiten eines natürlichen Todes der Prinzen waren unendlich viele vorhanden. Im übrigen, angenommen, Richard der Dritte habe dem Ritter Brackenbury und hierauf dem Ritter Tyrrel den bezüglichen Befehl wirklich ertheilt, und angenommen auch, die Gunstbezeigungen und Belohnungen, welche der König dem Sir Tyrrel, sowie dem John Green, dem John Dighton und dem Miles Forest erwies und zufließen ließ, wären nicht für nichts und wieder nichts erwiesen und zugetheilt worden — angenommen das alles, was würde daraus erhellen? Doch wohl nichts anderes, als daß Richard der Dritte, welcher angesichts der schrecklichen Uebel, die infolge der Rosenkriege über England gekommen, diesen Kriegen ein für allemal ein Ende machen wollte, den realpolitischen Nothwendigkeiten dieses im höchsten Grade heilsamen Wollens sich fügte und folglich, indem er sich zur Beseitigung seiner Neffen entschloß, seine oheimlichen Gefühle dem Staatswohl zum Opfer brachte. Salus regni summum jus. Die Geschichtewissenschaft hat demnach in Richard dem Dritten einen Staatsmann und Patrioten großen Stils zu erkennen und anzuerkennen. An diesem wissenschaftlichen Verdikt mögen Moralphilister mäkeln und nörgeln, wie sie wollen; es bleibt doch bestehen, „aere perennius“.

6.

Leider waren die Engländer von dazumal in ihrer Mehrheit viel zu dickhäutige Romantiker, als daß sie imstande gewesen wären, diesen großen Realisten nach Verdienst zu werthen und zu würdigen. Sie hatten auch gar kein Verständniß dafür, daß sie Richard den Dritten schon darum hochhalten müßten, weil er zweifelsohne die großartigste Verkörperung des echtesten Engländerthums, d. h. der skrupellosesten Selbstsucht war. Sie hätten, wären sie klug und dankbar gewesen, in diesem ihrem Könige, welcher die Idee des Nationalegoismus, zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet, in seiner Person zur körperlichen Erscheinung brachte, mit Befriedigung und Stolz sich bespiegeln können und sollen.

Statt dessen empörten sie sich gegen ihn und schalten ihn einen Tyrannen. Mit besonderer Erbitterung dann, als er, seinen Umzug fortsetzend, unterwegs zwischen York und Linkoln von den Ränken und Absichten seiner Feinde die erste, die ganz unerwartete Kunde empfangen und daraufhin bekanntgegeben hatte, daß seine beiden jungen Neffen wirklich, wie das Gerücht schon geraunt, im Tower verstorben wären. Er hoffte augenscheinlich, damit einen großen Schlag zu thun, nämlich seinen Gegnern die Möglichkeit einer Restauration Eduards des Fünften zu benehmen. Davon, daß seine Feinde bereits einen andern Thronprätendenten in der Person Heinrichs von Richmond gefunden und beschlossen hatten, die rothe Rose mit der weißen Hochzeit machen zu lassen, d. h. Heinrich Tudor-Lankaster mit der Prinzessin Elisabeth von York, der ältesten Tochter Eduards des Vierten zu vermählen, scheint der König zunächst noch nichts erfahren zu haben. Mit der Nachricht jedoch vom Verrath des Herzogs von Buckingham ward ihm die ganze Zettelung klar und sofort traf er in Linkoln mit gewohnter Hellsicht und Thatkraft seine Maßnahmen gegen die Ver-

räther und Verschwörer, die bald erfahren sollten, mit wem sie es zu thun hätten.

Am 18. Oktober 1483 standen die Ritterschaften einer Anzahl südlicher und westlicher Grafschaften in Waffen gegen Richard den Dritten auf, gegen welchen sich zugleich die Bischöfe von Salisbury und Exeter erklärten. Am letztgenannten Orte rief der aus der Freistätte von Westminster entkommene Marquis von Dorset den Heinrich Tudor aus. Mit diesen Rebellen wollte sich von Wales her der Herzog von Buckingham vereinigen. Aber schon hatte der König die Uebergänge über die durch starke Herbstregen hochangeschwollene Severn ausreichend besetzen lassen und er selbst war mit dem rasch gesammelten Heerbann nördlicher Grafschaften bereits von Linkoln nach Leicester marschirt. Von hier aus erließ er seine Achtserklärungen gegen die Verräther und Empörer, Preise bis zum Betrage von 1000 Pfund auf die Köpfe der Leiter und Führer setzend, auch vorsorglich schon Kriegsgerichte zur Aburtheilung derselben bestellend. So sicher war er seiner Sache und er durfte es sein. Denn Buckingham gab die Rebellion verloren, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht, auf Glocester durchzubrechen und infolge dieses Misslingens seine waliser Gefolgschaft sich verlaufen hatte. Bald eingekreis't und verfolgt, floh er, während sein Mitverschwörer, der Bischof Morton, glücklich über Ely nach Flandern entweichen konnte, in einer Verkleidung nach Shropshire und suchte bei einem seiner Pächter Zuflucht. Aber dieser verrieth und verkaufte ihn an die Verfolger. Er wurde gefangen, erst nach Shrewsbury, dann nach Salisbury gebracht und hier ließ ihm der König am 2. November auf dem Marktplatze den Kopf herunterschlagen.

In Eilmärschen südwestwärts rückend, zertrat Richard den Aufstand, wo dieser sich regte. Bei seinem Herankommen hatten die Bischöfe von Exeter und Salisbury, der Marquis von Dorset und verschiedene der aufständischen Lords es sehr eilig, zu Schiffe zu gehen und sich nach der Bretagne hinüberzuretten. Dorthin kehrte auch Heinrich von Richmond

unverrichteter Dinge zurück, nachdem er der Verabredung gemäß am 12. Oktober mit 5000 bretonischen Söldnern auf 15 Schiffen von St. Malo aus zur englischen Küste hinübergefahren, sein Geschwader aber durch Wind und Wetter hart mitgenommen und theilweise zerstreut worden und ihm schließlich auf der Rhede von Plymouth zu Ohren gekommen war, welchen Ausgang Buckingham genommen.

Daß der Sieger Richard das „Vae victis!“ ausgiebig prakticirte und den von ihm eingesetzten Kriegstribunalen alle Hände voll zu thun gab, versteht sich von selbst. Der Mann seiner eigenen Schwester, Sir Thomas St. Leger, musste die Betheiligung an der Rebellion mit dem Kopfe büßen: eine richtige Realpolitik verträgt keine sentimentalen Rücksichten. Triumphirend zog der König am 1. December in London ein, von der Bürgerschaft mit Hoch und Hussah eingeholt, von Lords und Prälaten allerunterthänigst begrüßt. Im Januar von 1484 hielt er ein Parlament ab, dessen Lords und Gemeine ihn wetteifernd ihrer Treue versicherten und mit Bewilligungen und Zustimmungen aller Art nicht karg waren.

So stand er auf der Zenithhöhe seiner Macht und seines Glückes. Hätten ihn nur die Sorgen schlafen lassen. Es ist ein Unglück, ein Menschenkenner zu sein. Man geht ja als solcher des Besten am Leben verlustig, der Illusionen. Wenn man einmal soweit gekommen, daß man die Menschen durchschaut, als wären sie von Glas, hat man nicht mehr weit bis zu dem Zornwunsch, sie zu zerbrechen. Richard der Dritte hat noch verschiedene zerbrochen. Dann ist er selber zerbrochen worden. Viele Hunde sind eben nicht nur des Hasen, sondern unter Umständen auch des Leuen Tod.

Er wäre nicht der Menschenkenner und Realpolitiker gewesen, welcher er war, so er von dem erneuerten großen Treueid, welchen Lords und Gemeine, ja die gesammte mannbare Bevölkerung des Königreichs zu Anfang von 1484 ihm geschworen, mehr gehalten hätte, als derselbe verdiente. Politische Eide sind zu allen Zeiten so wohlfeil gewesen wie Brombeeren. Der König wusste auch ganz genau, welches

Gewitter sich abermals gegen ihn zusammenzöge drüben in der Bretagne, wo unter der Leitung des Bischofs Morton die Parteigänger Heinrichs Tudor-Richmond eine umfassende und eifrige Thätigkeit entwickelten, um einen nochmaligen Einfall in England zu versuchen, welcher besser vorbereitet und organisirt wurde als der misslungene erste. Ob seiner Pflichten als General, als welcher er energisch zur Abwehr dieser Gefahr rüstete, vergaß aber Richard auch die Kunst des Diplomaten nicht. Er wollte seinen Feinden zeigen, daß auch er auf Kompromisse sich verstände, und er zeigte es ihnen. Sie waren gewiß nicht wenig überrascht, als sie vernahmen, daß der König die Witwe seines Bruders Eduard, die Mutter der im Tower so plötzlich „verlebten" Prinzen Eduard und Richard, dahingebracht hätte, sich mit ihm zu vertragen. Dem war so und es ist das gewiß keine kleine Leistung der „Wissenschaft des Möglichen" gewesen. Unser Realpolitiker billigte der „Elisabeth Grey, so sich einst Königin genannt", einen Jahrgehalt von 700 Mark, sowie „völlige Sicherheit" zu, auch jeder ihrer 5 Töchter jährlich 200 Mark, woraufhin die Damen das Asyl im Sanktuarium der Abtei verließen und im Palast Wohnung nahmen, vom König Richard und der Königin Anna mit aller Freundlichkeit und Courtoisie aufgenommen. Die Hauptbestimmung des geschlossenen Kompromisses aber war, daß die dem Tudor-Richmond zugedachte Braut, die Prinzessin Elisabeth, älteste Tochter der versöhnten Königin-Witwe, mit dem Prinzen Eduard von Wales, Richards des Dritten Sohn, vermählt werden sollte. Das wäre ein Meisterstück diplomatischer Kunst gewesen, so es ganz gelungen. Allein eine ganz plumpe, ja geradezu schändliche Schicksalstücke verhinderte das: — der junge Prinz von Wales, seines Vaters einziges legitimes Kind, starb im April 1484 auf Middleham Castle.

Das war einer jener Schläge, welche auch Realpolitiker von Nummer 1 nur sehr schwer, wenn überhaupt, zu verwinden vermögen. Unser Held war von jetzt an ein sorgenumdüsterter. Meerherüber drohten die offenen Feinde mit

einer Landung, daheim machenschafteten die geheimen, diese erwartete Landung des Tudor-Richmond mittels einer Schilderhebung von ihrer Seite zu unterstützen. Die durchgreifende Art, womit der König seine kriegerischen Rüstungen betrieb, hatte weithin im Lande Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen. Und wie sollte es, so ihm etwas Menschliches zustieße, mit der Thronfolge werden? Er dachte daran, seinen Neffen, den neunjährigen Grafen Eduard von Warwick, ältesten Sohn seines Bruders Clarence, oder aber den Grafen von Linkoln, Sohn seiner Schwester, der Herzogin von Suffolk, zu adoptiren. In der Festzeit zwischen der Weihnacht von 1484 und dem Neujahr 1485 flüsterte man im Westminsterpalast und redete man bald auch in der Stadt noch von einem andern realpolitischen Absehen und Plan des Königs. Nämlich, daß er, wie sein Verhalten gegen die Prinzessin Elisabeth während der Festlichkeiten bei Hofe auswiese, wohl Willens sein könnte, seinen verstorbenen jungen Sohn bei dieser Dame zu ersetzen und dieselbe allerhöchstselbst zu heiraten. Warum auch nicht, wenn das Staatswohl es heischte? Von der Königin Anna hatte Richard keine Kinder mehr zu erwarten. Sie konnte ja gelegentlich sterben, um der Nichte ihres Gemahls platzzumachen. Auch eine Scheidung lag nicht außerhalb des Bereiches der „Wissenschaft des Möglichen“. Die Prinzessin Elisabeth benahm sich ihrerseits keineswegs abstoßend gegen den galanten Oheim, im Gegentheil! Es ist von ihr ein fragmentarischer Brief auf uns gekommen, welchen sie im Februar 1485 an den Herzog von Norfolk schrieb und worin sie bekannte, der König sei ihre einzige Freude, ihr einziger Helfer in dieser Welt und ihm gehöre sie im Herz und Gedanken („her only joy and maker in this world, and that she was his in heart and thought“). Im weiteren meldete die liebenswürdige Nichte, die Königin Anna sei unmittelbar nach der Festzeit schwer erkrankt, aber sie, die Nichte, fürchte, die Kranke werde nicht sterben.

Diese Befürchtung war grundlos. Die Königin Anna starb am 11. März und ihr Gemahl sorgte dafür, daß sie

mit großem Pomp in der Westminsterabtei bestattet wurde. Natürlich hat man diesen Todesfall unserem Realpolitiker auf seine angebliche Schuldrechnung gesetzt. Als ob Königinnen nicht auch unvergiftet erkranken und sterben könnten! Zudem wurde der Platz, den Anna geräumt hatte, nicht wieder besetzt. Die Heirat des Königs mit seiner Nichte fand nicht statt. Gerade die standhaftesten Anhänger Richards, welche mit ihm durch alles mögliche Dick und Dünn gegangen und gehen wollten, Männer wie Catesby und Ratcliffe, widersetzten sich mit aller Kraft diesem Heiratsprojekt und der König war denn doch ein zu gescheider Mensch, als daß er das viele „Inopportune“, was einer Ehe des Oheims mit der Nichte vorangehen und nachfolgen musste, hätte übersehen können. Unlange vor Ostern ließ er sich demzufolge herbei, öffentlich kundzugeben, daß, was von seiner Wiedervermählung geklatscht worden, eben nur Klatsch gewesen sei.

Allein der angerichtete Schaden war damit nicht wieder gutzumachen und schlimm war es insbesondere, daß die Gerüchte, welche über den Tod der Königin Anna umliefen, in den nördlichen Grafschaften, wo die Verstorbene als Tochter des großen Warwick sehr verehrt gewesen, die allerungünstigste Wirkung hervorbrachten.

Es ging jetzt überhaupt rasch bergab mit unserm Helden und er hatte das Vollgefühl seiner gefährdeten Lage. Aber er hielt aus und wies nach allen Seiten hin den offenen und versteckten Feinden eine kühne Stirne. Auf die Entscheidung hatte er auch nicht mehr lange zu warten: sie fiel im August desselben Jahres 1485.

Am Abend vom 1. Augusttag landete Heinrich Tudor-Richmond, als „rechtmäßiger König von England“ sich ankündigend, zu Milford in Wales mit etlichen tausenden bretonischer und normannischer Söldner. Er zählte darauf, daß seine Anhänger im Lande sich in Waffen erheben und ihm rasch Verstärkungen zuführen würden. Und so geschah es. Als der Prätendent durch Nordwales nach Shropshire zog und auf Stafford rückte, vergrößerte sich seine Streitmacht von Schritt zu Schritt. König Richard, welcher an-

fänglich über die geringen Mittel des Tudors gespottet und geäußert hatte, er wäre über die Erscheinung auf englischem Boden sehr erfreut, denn das gäbe ihm ja Gelegenheit, ein für allemal mit dem kecken Abenteurer abzurechnen, hatte bald Ursache, die Sache ernstlicher zu nehmen. Denn schon begann ja rings um ihn der große Abfall und er musste es schmerzlich bereuen, daß er verschiedene seiner Gegner, wie namentlich die Stanleys, früher so großmüthig, viel zu großmüthig behandelt hatte. Ja, der leidige Umstand, daß er mitunter die gutmüthige Schwäche gehabt, von den Grundsätzen einer gesunden Realpolitik abzuweichen und Feinde, die er unter seine Füße gezwungen, nicht zu zertreten, wurde nun ein Hauptmotiv seines Untergangs. Solche thörichter Weise vordem nicht Zertretene eilten jetzt, an ihm zu Verräthern zu werden und ihre Dienstmannschaften dem Heerbann seines Gegners zuzuführen.

Trotz alledem verzagte Richard nicht und er hat gerade in dieser Krisis erwiesen, daß er vom besten Metall. Auch zeugt es für ihn, daß es ihm doch nicht an Getreuen fehlte, die fest zu ihm standen bis zuletzt. Ungetreue freilich entwichen von seinen Fahnen, als er diese dem Feind entgegentrug, auf weißem Streithengst in prächtiger Rüstung, als Helmzier die Königskrone führend, seinen Geschwadern voranreitend, die, in Nottingham gesammelt, auf Leicester zogen und von dort weiter auf der Straße nach Ashby de la Zouche. Montags am 22. August stand das königliche Heer auf dem Hügelgelände ob dem Rothen Moor beim Flecken Bosworth und etwas westwärts davon war der Tudor mit seinen Truppen aufmarschirt. König und Prätendent fühlten gleichermaßen, daß an diesem Tag der Schlachtwürfelwurf um England gethan werden müsste. Die Scharen bewegten sich demnach gegen einander und auf dem Rothen Moor entbrannte der Kampf, welcher gut für Richard sich anzulassen schien, bis Lord Stanley und der Graf von Northumberland auf der Walstatt selbst von dem Könige abfielen. Da, erkennend, daß es aus mit dem Königsspiel, dachte Richard nur noch daran, zu sterben als ein Held. Er war

abgestiegen, um seinen Durst an einem Brunnen auf dem Felde zu löschen, als das Aeußerste an ihn herantrat. Man führte ihm sein Roß vor, in der Meinung, er solle es besteigen, um den Fluchtweg zu ergreifen. Denn schon drängten die Feinde dichtgeballt auf ihn herein. Er schwang sich in den Sattel, aber nicht, um zu fliehen. Einer Ueberlieferung zufolge hatte er ausgerufen: „Reicht mir meine Streitaxt und setzt mir den Kronhelm fest auf's Haupt; denn keine Fußbreite will ich weichen und heute sterben als König von England! (bryng me my battayll axe in my hand and set the crowne of gold on my hed so hye, for by hym that shope bothe se and land Kynge of England this day will I dye, one foote away I will not fle while brethe will byde my brest within)." Und so starb er, Todeswunden gebend und empfangend, mitten im wildesten Gewühle. Der Verräther Stanley war es, welcher dem Todten den Kronhelm, in welchen die feindlichen Schwerter Beulen und Risse geschlagen hatten, vom Haupte nahm, um diese Trophäe dem Sieger zu überbringen. Dann erhob der große Rechthaber unter Menschen, der Erfolg, seine Stimme und ließ König Heinrich den Siebenten hochleben.

„Den Siegern die Beute!" Unser auf dem Rothen Moor gefallener Realpolitiker hätte gegen diesen in unseren Tagen von den Yankees mit anerkennenswerther Offenheit proklamirten realpolitischen Satz — welcher übrigens allzeit und überall thatsächlich giltig war, ist und sein wird — schwerlich etwas einzuwenden gehabt.

Ein Zarenmord.

All-seeing heaven, what a world is this?!
Shakspeare.

1.

Als die Kunde dessen, was 1881 am 1. März alten oder am 13. neuen Stils auf dem Quai des Katharinakanals in St. Petersburg geschehen war, durch Europa flog, staunte die Menge darüber als über etwas Neues, Niedagewesenes, Unerhörtes.

Und doch handelte es sich nicht um solches und konnte man sagen: Auch schon dagewesen. Wiederholt sogar.

Zweierlei freilich stellte als neu sich dar an dem mörderischen Geschehniß vom 1. März 1881: — Alexander der Zweite war ja der erste auf der Straße, so zu sagen auf offener Bühne, und durch plebejische Hände ermordete Zar. Vorfahren desselben waren hinter den Kulissen und durch aristokratische Hände „expedirt" worden, wie der kynisch-höhnische Kunstausdruck von dazumal lautete. Am 17. Juli von 1762 wurde im Speisezimmer des Lustschlosses Ropscha Zar Peter der Dritte mittels einer Serviette strangulirt, welche der Fürst Borjatinski zu einer Schlinge gedreht und dem Opfer um den Hals geschlungen hatte. In der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 ward

Zar Paul der Erste in seinem Schlafgemach im michailow'schen Festungspalast in St. Petersburg mittels einer Schärpe erwürgt, welche der Gardeofficier Skariatin[1]) dem vom Fürsten Jaschwil zu Boden geschlagenen Opfer um den Hals wand und deren Enden der Graf Nikolai Zubow zusammendrehte.

Zwischen diese beiden Zarenmorde hinein war ein dritter gefallen, welcher aber weit weniger Lärm machte in der Welt und ziemlich unbemerkt vorüberging, wenigstens außerhalb Russlands. Im Jahre 1764, in der Nacht vom 4. auf 5. Juli, wurde der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste in einer Kasematte der Schlüsselburg durch die beiden Officiere Wlassjew und Tschekin mittels Degenstichen umgebracht, infolge „höheren Befehls“.

Dies ist der Zarenmord, von welchem hier gehandelt werden soll.

Wer war Iwan der Sechste?

Ein Urenkel des Zaren Iwan des Fünften, älteren Bruders von Peter dem Ersten (genannt der Große), Enkel des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürstin Katharina, der ältesten Tochter Iwans des Fünften, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna Leopoldowna von Mecklenburg, also Großneffe der Zarin Anna Iwanowna (Herzogin-Witwe von Kurland), nach dem kinderlosen Ableben dieser seiner Großtante als rechtmäßiger Zar und Kaiser aller Russen ausgerufen und anerkannt, dann infolge der Albernheit und des Leichtsinns seiner Mutter, welche für den Knaben hätte regieren sollen, durch seine Base Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Ersten, entthront und eingekerkert, endlich unter der Regierung Katharina's der Zweiten meuchlings gemordet. Im übrigen, mit einem großen englischen Dichter zu sprechen, nur „a

1) Der Prinz Eugen von Wirtemberg (Helldorff: Aus dem Leben des P. E. v. W. nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen I, 137) schreibt „Serjaetin“, Bernhardi (Gesch. Russlands, II, 2, S. 434) „Skarätin“.

phantom among men", eine Schatten- und Schemenexistenz, eine Art von vorweggenommenem Kaspar Hauser, eine bleiche Kerkerpflanze, ein unreifes Geschöpf, um seines Namens und seiner kurzen Schein-Zarenschaft halber vom schlummerlosen Argwohn einer Usurpatorin bewacht und schließlich durch willige Handlanger eines erbarmungslosen Despotismus brutal zu Boden gestampft.

Man gewinnt von diesem traurigen Dasein nur den Eindruck, als sähe man einen blassen Schatten über die Bühne der Weltgeschichte huschen, so flüchtig, daß die Umrisse der Erscheinung kaum deutlich wahrgenommen werden können.

Dennoch lohnt es sich aus Gründen, welche ich zum Schlusse andeuten werde, wohl der Mühe, Ursprung, Verlauf und Ausgang dieser Schein-Zarenschaft einer Betrachtung zu unterziehen. Ich werde versuchen, dieselbe in den thunlich engsten Rahmen einzuschließen.

2.

Der Titan auf dem Zarenthron — ein Titan freilich, welcher in der einen Hand die Knute und in der andern den Schnapshumpen hielt — Peter der Erste, dieses Ungethüm von Genie, Thatkraft und Lastern, dieser Gewaltmensch und Schreckensmann, welcher dem von ihm unternommenen Riesenwerk der Entasiatung und Europäisirung Russlands den eigenen Sohn zum Opfer zu bringen nicht anstand, kam am 28. Januar von 1725 zu sterben. Dem schon im Todeskampfe Ringenden machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zu bestimmen, wer nach ihm die Krone tragen sollte. Er scheint dabei an seine zweite Frau, die „gekrönte" Zarin Katharina, das weiland „Mädchen von Marienburg", nicht gedacht zu haben. Hatte sie doch kurz zuvor die schnödeste Untreue an ihm begangen. Auch nicht an seinen

Enkel Peter, hinterlassenen Sohn des infolge der Knutefolter gestorbenen Zaréwitsch Alexei. Aber an wen sonst? Man weiß es nicht und kann nur vermuthen, daß er beabsichtigte, die Nachfolge in der Zarenschaft seiner schönen, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein verlobten Lieblingstochter Anna Petrowna zu übertragen. Wenigstens hieß der sterbende Herrscher sie kommen, versuchte dann seine Willensmeinung aufzusetzen und schrieb: „Uebergebt alles . . .“ Aber weiter kam er nicht, Auge und Hand versagten den Dienst und die herbeigeeilte Prinzessin fand nur noch einen bewusstlos Röchelnden.

Kaum war der große Zar todt, so wurde offenbar, wie wenig weit eigentlich das Moskowiterthum noch aus dem asiatischen Wesen herausgekommen. Von der festgefugten Thronfolgeordnung europäischer Monarchieen, welcher Ordnung zufolge selbstverständlich der unmündige Enkel Peter dem Großvater hätte nachfolgen müssen, keine Rede. Die Festsetzung der Nachfolge vielmehr einer Anzahl unter sich entzweiter und von widerstreitenden Interessen geleiteter Magnaten und Großwürdenträger anheimgegeben. Hüben die asiatisch-altrussisch gesinnten Dolgoruki, Kurakin, Galitzin, Trubetzkoi, Repnin, Saltikow, Narischkin und andere Bojarenhäuptlinge, drüben die europäisch-reformistisch gestimmten Helfershelfer und Handlanger des großen Zaren, welche schon um ihrer selbst willen das Werk desselben erhalten wissen wollten, die Jaguzinski, Makarow, Janowski, Buturlin, Ostermann und andere viele, mit dem märchenhaften Emporkömmling Menschikow an der Spitze. Diese Partei trug es, weil sie sicher und rasch handelte, über ihre Gegner davon und setzte die Nachfolge der Zaritza Katharina durch, deren ganze Stellung, deren Ansehen und Macht auf das engste mit dem Interesse ihrer Parteigänger verflochten war. So wurde die weiland Lagerdirne regierende Kaiserin von Russland. Daß sie weder zu lesen noch zu schreiben verstand, kam dabei nicht in Betracht. Ihre Tochter Elisabeth diente ihr als Unterschreibungsmaschine. Wenige Monate darauf ließ sie auf Menschikows Betreiben die Hochzeit

ihrer ältesten Tochter Anna mit Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vor sich gehen, damit die Prinzessin aus dem Lande käme. Die Anwesenheit derselben, sowie die ihres doch so herzlich unbedeutenden Gemahls, war dem allgewaltigen Minister unbequem, welcher daran arbeitete, seine Tochter Maria mit dem Großfürsten Peter Alexeiéwitsch zu vermählen, d. h. zur Zarin in spe zu machen.

Denkwürdig ist, daß bei allen diesen Machenschaften von den beiden Nichten Peters des Großen, der Herzogin-Witwe Anna von Kurland und der Herzogin Katharina von Mecklenburg, gar keine Rede gewesen ist. Weder die Alt- noch die Neu-Russen scheinen hinsichtlich der Thronfolge an diese Damen gedacht zu haben. Auch *sie* sollten aber bald in Frage kommen.

Katharina die Erste hielt nicht lange vor. Sie ließ den Menschikow regieren — d. h. stehlen und rauben, denn dieser „durchlauchtigste Fürst“ war bekanntlich der gierigste Dieb und schamloseste Räuber im Zarenreich — während sie selber so energisch an ihrer Alkoholisirung arbeitete, daß sie schon im Mai von 1727 wegstarb.

Sie hinterließ ein sogenanntes Testament, von welchem man bis heute nicht recht weiß, wie es zustandegekommen. Kraft desselben war die Nachfolge in der Zarenschaft dem noch nicht ganz zwölfjährigen Großfürsten Peter Alexeiéwitsch zuerkannt, für welchen bis nach erreichtem sechszehnten Jahr der „Hohe Rath“ die Regierung führen, auch dafür sorgen sollte, daß der junge Zar oder Kaiser mit der Tochter Menschikows sich vermählte. Die Regentschaft des „Hohen Rathes“ blieb eine Redensart, denn Menschikow regierte oder vielmehr tyrannisirte das Reich ebenso unumschränkt und hochfahrend wie den knäbischen Peter den Zweiten. Aber auch nicht mehr lange. Denn die menschikow'sche Herrlichkeit endigte bald mit einer jener plötzlich hereinbrechenden Katastrophen, welche in der Geschichte russischer Günstlingsherrschaften gäng und gäbe gewesen sind. Man könnte, ohne der Uebertreibung bezichtigt zu werden, sagen, daß, während in den schimmernden Sälen eines der Zaren-

paläste noch alle die stolzesten Häupter der moskowitischen Magnatenschaft vor dem gerade herrschenden Günstling demüthig sich beugten, drunten vor der Pforte schon die Kibitke angespannt stand, welche den jählings Gestürzten nach Sibiren ins Elend fahren sollte. Ueberhaupt drängten sich da die abenteuerlichsten Gegensätze in diesem Wirrsal von nur oberflächlich lackirter Barbarei, genannt russisches Hofleben des 18. Jahrhunderts. Dem Despotismus stand es da frei, seine tollsten Einfälle zu verwirklichen. Flüchtige Weiberlaunen machten im Nu Korporale zu Generalen oder degradirten Feldmarschälle zu gemeinen Soldaten. Peter der Zweite ernannte einen siebzehnjährigen albernen Jungen, seinen Spielgefährten und Ausschweifungsgenossen Iwan Dolgoruki, zum Oberkammerherrn mit dem Rang eines kommandirenden Generals.

Dieser Oberkammerherr wurde in den Händen seiner Verwandten, der „vier“ Fürsten Dolgoruki, ein Hauptwerkzeug zum Sturze Menschikows. Die Dolgoruki wollten eine ihrer Töchter zur Zarin erheben und im weiteren das heilige Russland im altmoskowitischen Stile regieren und glücklich machen. Die von ihnen unter Menschikows Füßen gebohrte und geladene Ränkemine ging am 8. (19.) September 1727 los und sprengte den „durchlauchtigsten Fürsten“ zwar nicht in die Luft, aber doch mit seiner ganzen Familie nach Beresow in Sibirien. Die dem Gestürzten abgenommene Lug-, Trug- und Druckbeute war ungeheuer, ja geradezu unglaublich groß. Die triumphirenden Dolgoruki führten nun den jungen Zaren von Petersburg nach Moskau, wie zum Zeichen, daß mit dem Regierungssystem Peters des Großen entschieden gebrochen werden sollte, und verlobten dort am Ende des Jahres 1729 den Vierzehnjährigen mit der siebzehnjährigen Katharina Dolgoruki. Zur Vermählung aber kam es nicht. Denn zu Anfang des Jahres 1730 erkrankte der durch vorzeitige Sinnengenüsse erschöpfte Zar-Knabe an den Blattern und starb am 19. (30.) Januar.

Wer sollte jetzt Zar oder Zarin aller Russen sein?

Indem die Magnaten und Großwürdenträger sich anschickten, diese Frage zu entscheiden, geschah etwas Außerordentliches, etwas in der Geschichte Russlands ganz fremdartig Dastehendes.

Das war der unter Führung des greisen Fürsten Dmitri Michail Galitzin unternommene Versuch, dem zarischen Absolutismus einen so zu sagen konstitutionellen Dämpfer aufzusetzen, weil „Russland unter despotischer Herrschaft so viel gelitten habe“.

Ob wohl dabei den russischen Großen vorschwebte, wie und wasmaßen die englischen Barone am 15. Juni von 1215 auf der Wiese Runymead an der Themse ihrem König John die „Magna Charta“ abgepresst hatten? Schwerlich. Es ist auch aus der Wahlkapitulation in 8 Artikeln, welche sie aufsetzten, keine russische Magna Charta geworden, sondern bloß eine geschichtliche Kuriosität, ein Papierfetzen, nur für Raritätensammler von Belang.

Die russischen Kurfürsten — denn als solche gebärdeten sich die sieben Herren vom „Hohen Rath“ und die von ihnen beigezogenen übrigen Großen — hatten an Thronkandidaturen keinen Mangel. Diese Kandidaturen wurden in ihrer unmittelbar nach dem Ableben Peters des Zweiten berufenen Versammlung zur Debatte gestellt, und zwar so, daß in Frage kamen die Großmutter des verstorbenen Zaren, die von Peter dem Großen verstoßene Eudoxia Lapuchin, dann die Zarenbraut Katharina Dolgoruki, ferner der erst anderthalbjährige Prinz von Holstein, Sohn der inzwischen verstorbenen Großfürstin Anna Petrowna, weiter die Großfürstin Elisabeth Petrowna, ganz flüchtig auch die Herzogin Katharina Iwanowna von Mecklenburg und endlich, sehr ernstlich, die Herzogin-Witwe von Kurland Anna Iwanowna. Auf diese fiel die Wahl, nicht obgleich, sondern *weil* sie gar kein Recht auf die Krone hatte. Die Herren Kurfürsten wähnten nämlich, gerade darum müsste und würde die Erwählte die ihr auferlegte Wahlkapitulation unweigerlich annehmen.

Sie that auch wirklich so und ließ sich den Schein

und Schatten von russischer Magna Charta gefallen, bis sie, zu Ende Februars von 1730 aus Mitau in Moskau eingetroffen, auf dem Thron sich festgesetzt hatte. Dann war von dem „Papierfetzen“ weiter nicht die Rede, als nur insofern, daß über seine Verfertiger eine schwere Verfolgung erging. Die Zarin Anna herrschte dann unumschränkt, d. h. sie wurde von ihrem Günstling Bieren, welcher sich, weil das vornehmer klang, den Namen Biron beigelegt hatte und den seine zarische Freundin zum Herzog von Kurland ernannte, unumschränkt beherrscht. Was unter Katharina der Ersten Menschikow gewesen, das war unter Anna Bieren, und so endete der kurzbeinige Anlauf der russischen Aristokratie, zu einem verfassungsmäßigen Regiment zu gelangen, mit dem kläglichsten Rückfall in die stumpfe Unterwerfung unter die reine, d. h. sehr unreine Willkürherrschaft. Es war also der Beweis erbracht, daß das „heilige“ Russland kein Boden für so profane Dinge wie Verfassungen, Parlamente und verantwortliche Regierungen. Die bedeutsamste unter der Regierung Anna-Biron oder vielmehr Biron-Anna getroffene Maßregel war ohne Frage die Zurückverlegung des Hofhalts von Moskau nach Petersburg. Damit war ausgesprochen, das russische Staatswesen wolle und werde an dem Europäismus, in welchen es Peter der Erste wohl oder übel und jedenfalls nur sehr nothdürftig hineingezwungen hätte, festhalten. Der Vicekanzler Ostermann, also ein Hauptträger der peter'schen Revolution, hatte der Zarin die Nothwendigkeit, von der Newa aus über Russland zu herrschen, klarzumachen gewusst.

Anna Iwanowna hat ihren Günstling 10 Jahre und 8 Monate lang schalten und walten lassen. Ihre Zärtlichkeit für Biron suchte dessen Macht und Glanz auch noch über ihren Tod hinaus zu verlängern. Sie vermachte nämlich, im Sommer von 1740 schwer erkrankt, den Zarenthron nicht, wie man erwarten konnte, ihrer Nichte Anna Leopoldowna, sondern ihrem nur etliche Wochen zuvor von dieser geborenen Großneffen Iwan Antonowitsch, Sohn

Anton Ulrichs von Braunschweig, Urenkel Iwans des Fünften, und sorgte zugleich dafür, daß durch eine Versammlung der ersten Magnaten und Würdenträger des Reiches weder die Mutter noch der Vater Iwans des Sechsten während dessen Minderjährigkeit mit Führung der Regentschaft betraut wurde, sondern Biron, der Herzog von Kurland. Die Zaritza Anna starb am 28. Oktober, worauf Iwan der Sechste als Zar aller Russen und Biron als Regent ausgerufen wurden. Der Prinz von Braunschweig machte, von seiner Frau Anna Leopoldowna angestachelt, einen schüchternen und schwächlichen Versuch, die Regentschaft Birons für nichtig erklären und dieselbe auf die Mutter des Säuglings von Zaren übertragen zu lassen. Damit fuhr er aber übel ab, und wie er abfuhr, mag angeführt werden als ein schlagendes Beispiel, welchen Kränkungen und Demüthigungen deutsche Prinzen und Prinzessinnen von jeher und bis zu unsern Tagen herab um des sehr zweifelhaften Glückes moskowitischer Heiraten willen sich unterzogen haben. Anton Ulrich musste es nicht nur hinnehmen, daß ihn Biron in verletzendster Weise abkanzelte, sondern er, der Vater des Kaisers, musste sich auch in einer Versammlung der russischen Großen in's Gesicht sagen lassen, daß man ihm sein Gebaren verzeihe, weil er eben ein „Maltschik", zu deutsch ein unmündiger — oder zu noch deutscher — ein dummer Junge sei.

3.

Aber der Regent Biron sollte bald, schon nach 23 Tagen, dafür bestraft werden, daß er in seinem Hochmuth und in seiner Eitelkeit zweierlei nicht gehörig beachtete. Erstens, daß die Rachelust einer tödtlich beleidigten Frau nicht schläft, und zweitens, daß dicht in seiner Nähe ein

Mann lebte, dessen großartiger Ehrgeiz anderen wohl die höchsten Titel, nicht aber die höchste Macht gönnen mochte.

Dies war Burkhard Christoph von Münnich, ein geborener Oldenburger, russischer Graf und Feldmarschall, fraglos einer der Hauptschöpfer des europäischen, d. h. europäisirten Russlands. An ihn wandte sich die Mutter des in den Windeln liegenden Zaren Iwan als an ihren Rächer, und Münnich seinerseits war rasch entschlossen, diesem Vertrauen zu entsprechen, d. h. Biron zu stürzen, Anna Leopoldowna zur Regentin zu machen und in ihrem Namen das Reich zu regieren. Und der Feldmarschall, dazumal noch in seiner vollen Kraft, war ganz der Mann, das, was er wollte, auch ohne Zaudern zu thun. In der Nacht vom 8. (19.) auf den 9. (20.) November von 1740 führte er, von seinem Generaladjutanten Manstein als seinem Haupthandlanger unterstützt, den gut ausgesonnenen und kühnen Streich, der aber doch nur in dem Lande der Ueberraschungen, was Russland dazumal war, gelingen konnte. Mit 80 Mann von einer Kompagnie der preobraschenskischen Garde, welche die Wache im Winterpalast und den Ehrendienst am Katafalk der noch unbeerdigten Kaiserin Anna hatte, machte sich der Feldmarschall, nachdem er der zaghaften Mutter Iwans ihr Gutheißen abgerungen, nach dem Sommerpalast, der Behausung Birons, auf, drang ein und nahm den aus dem Schlaf aufgeschreckten Regenten, welchen seine Leibgarde auf Münnichs Aufforderung hin sofort schmählich preisgab, gefangen, obzwar der Verrathene und Verlassene mit Fäusten und Zähnen grimmig sich wehrte, bis er gebunden und geknebelt war. Er wurde sammt seiner Familie nach der Schlüsselburg gebracht und befand sich dann bald auf dem Wege dorthin, wohin er so viele vor sich hergesandt hatte, auf dem Wege in's sibirische Elend.

Seit Jermak Sibirien für Russland erobert hatte, bildete und bildet noch jetzt, wie jeder weiß, das „Verschicken" dorthin einen Hauptkunstgriff der russischen Staatstechnik. Zur Zeit, von welcher wir handeln, hätte man freilich

wenn es damals schon einen göthe'schen Faust gegeben, einen bekannten Satz desselben also parodiren können: Du glaubst zu verschicken und wirst verschickt.

Auch aus dem Verschicker Münnich sollte ja bald genug ein Verschickter werden. Das Schicksal gab ihm in derselben Nacht, wo er seinen großen Streich führte, einen sehr deutlichen Warnungswink, von welchem beim Shakspeare geschrieben steht:

„Wenn das Geschick den Menschen wohlthun will,
So blickt es sie mit drohenden Augen an."

Schade nur, daß solche wohlmeinende Drohblicke selten oder nie beachtet und verstanden werden. Der Feldmarschall hätte es sich sonst zu Herzen nehmen müssen, daß auf die Kunde von der Verhaftung des verhassten Biron hin die drei Garderegimenter tumultuarisch vor der Wohnung von Peters des Großen jüngster Tochter, der Großfürstin Elisabeth, sich versammelten in der Erwartung, dieselbe müsste zur Zaritza ausgerufen werden. Es mangelte den Soldaten nur ein Stimmführer, der ihnen diese Losung gegeben hätte. Verblüfft und missmuthig kehrten sie in ihre Quartiere zurück, nachdem sie erfahren, daß von der Großfürstin Elisabeth keine Rede wäre, sondern, daß an der Statt Birons die Herzogin von Braunschweig, Anna Leopoldowna, die Regentschaft für den kleinen Iwan übernommen hätte. Der wirkliche Regent wurde Münnich mit dem Titel eines Premierministers, welcher dem Schwachmattikus Anton Ulrich die leeren Ehren eines Titular-Generalissimus gönnte. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der unvermeidliche, durch alle Klippen dieser russischen Palastrevolutionen aalgeschmeidig sich durchschlängelnde Ostermann, die Leitung der innern Verwaltung kam an Golowkin den Jüngern.

Die ganze Machenschaft währte nicht länger als 1 Jahr und 16 Tage. Für Münnich nicht einmal so lange. Denn da er bald merken musste, Ostermann und Golowkin wollten ihn auf die Leitung des Heerwesens beschränken, so forderte

er im März 1741 trotzig seinen Abschied und war nicht wenig überrascht, als er, der sich für unentbehrlich gehalten, denselben vonseiten der Großfürstin-Regentin sofort erhielt. Man muß sagen, daß Anna Leopoldowna alles, was an ihr lag, that, um ihren unmündigen Sohn Iwan und sich selber zu Grunde zu richten. Träg und leichtfertig, wie sie war, hatte sie für nichts Sinn und Zeit als für ihre skandalvolle Liebschaft mit dem Grafen Lynar, kursächsischem Gesandten am russischen Hofe. Selbst ihrer Indolenz musste sich freilich die Wahrnehmung und Besorgniß aufdrängen, daß die Großfürstin Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht wäre; allein zu mehr als zu einem gelegentlichen Ausschelten dieser Nebenbuhlerin vermochte sich die Regentin nicht aufzuraffen. Elisabeth war allerdings nichts weniger als besser denn Anna. Sie hatte die Laster ihrer Eltern vollmäßig geerbt und war, der Draperie hofhistoriographischer Vertuschung und Schönfärberei entkleidet, eine Person von unzweideutigster Unsittlichkeit, eine notorische Buhlschwester und Trunkenboldin. Aber sie war das einzige Kind Peters des Großen, welches noch am Leben, und das machte sie gefährlich. Ihre gränzenlose Faulheit hätte sie jedoch gewiß nicht zum handeln kommen lassen, falls nicht einer da gewesen wäre, der sie unabläßig vorwärts trieb. Dies war der Marquis de la Chétardie, Botschafter Frankreichs in Petersburg, ein geschickter und energischer Verwirklicher der Pläne, welche der französische Premier Fleury und der Staatssekretär Amelot dazumal am russischen Hofe verfolgten.

Denn mit der kleinen Politik der beiden schlechten Weiber Anna Leopoldowna und Elisabeth Petrowna verquickte sich die sogenannte große, welche von jener gar häufig nur durch ihre Dimensionen verschieden ist. Die „Staatsraison" des Hofes von Versailles, welcher damals mit Friedrich von Preußen gegen die Habsburgerin Maria Theresia verbündet war, forderte gebieterisch eine abermalige russische Palastrevolution, weil die Regentin Anna, ihr

Gemahl und ihr Kabinett für die Tochter Karls des Sechsten gestimmt waren. Das hatte ja auch den Sturz des Preußen zugeneigten Münnich mitentschieden. Die „Braunschweiger" sollten beseitigt und die Großfürstin Elisabeth, welche für die französische und folglich für die widerösterreichische Politik leicht zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen war, an den Platz des unmündigen sechsten Iwan geschoben werden. Der Macher des zu diesem Zwecke gesponnenen Komplotts war La Chétardie, dessen an den König und an den Staatssekretär Amelot gerichteten Depeschen den Verlauf der unsauberen Geschichte Schritt für Schritt verdeutlichen [1]). Amelot wusste das Geld, womit der Marquis

1) Bernhardi sagte 1875 in seiner „Geschichte Russlands" 2. Thl. 2. Abthlg. S. 156: „Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können, in den Archiven Frankreichs." Diesem Mangel wäre ja jetzt abgeholfen durch das Buch „Louis XV. et Élisabeth de Russie", par Albert Vandal, Paris 1882, wo pag. 104—162 auf Grund der Korrespondenz des Marquis das in Rede stehende Geschehniß eine einläßliche Darstellung erfährt. Aber was ist das Gesammtresultat? Kein anderes als das, was unser vortrefflicher F. C. Schlosser schon vor langer Zeit kannte und kundgab, als er in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (5. Aufl. Bd. 2, S. 49.) schrieb: „Die Seele des ganzen (Komplotts) war der Marquis La Chétardie, der auch das Geld (dazu) hergab". Das ist der Kern der Sache. Alles neue, was Vandal aus dem französischen Nationalarchiv beibringt, ist im Grunde nur nebensächlich. Es könnte scheinen, Vandal müsste die angezogene Stelle im Schlosser gekannt haben, als er seinerseits (l. c. 147) schrieb: „La Chétardie est l'âme de la conjuration." Er führt das dann also weiter aus: „Pour atteindre un but qui stimnle son ambition, charme son coeur et pique sa vanité, il déploie une adresse infinie; n'est-il pas d'ailleurs dans son élément, chaque fois qu'il s'agit de mener avec entrain une intrigue compliquée, surtout lorsqu'une femme aimable (?) en est objet? A voir avec quelle aisance et quelle désinvolture il se joue au milieu des difficultés, on le dirait moins occupé d'une entreprise où il risque sa liberté et sa vie que de quelque galante aventure. Rien ne manque pour compléter la ressemblance, ni les rendez-vous mystérieux, ni les longues heures d'attente à l'endroit désigné, ni les coups d'oeil furtivement échangés, ni les billets écrits à mots converts et en langage convenu."

die neue Palastrevolution anzettelte und fütterte, in unauffälliger Weise nach St. Petersburg zu schmuggeln. Es waren übrigens keineswegs große Summen, denn Verräther und Verschwörer waren dazumal in Russland sehr billig zu haben. Die Spießgesellen und Helfershelfer, deren La Chétardie sich bediente, waren der Leibchirurg Elisabeths Lestocq und ihr Kammerjunker Woronzow, weiterhin der Korporal Grünstein vom Garderegiment Preobraschensk und der Musikant Schwartz. Eine recht lumpige Gesellschaft, wie man sieht, aber lauter Leute, wie gemacht, das schmutzige Geschäft zu verrichten, welches man ihnen auftrug. Weil das Haus Braunschweig mit dem Hause Brandenburg blutsverwandt war, ließ Ludwig der Fünfzehnte den König von Preußen durch den Marquis de Belle-Isle sondiren, ob ihm, was man gegen die Braunschweiger in Petersburg vorhätte, passte oder nicht. Worauf Friedrich, seiner eigenen Bezeugung gemäß („Histoire de mon temps“, chap. 4), zur Antwort gab, als preußischer Monarch kenne er keine Verwandte, sondern nur Freunde oder Feinde. La Chétardie entwarf, um nichts zu versäumen, vorsorglich eine Proskriptionsliste der zu Opfern seines Vorhabens Ausersehenen und an der Spitze dieser Liste standen die Namen Münnich und Ostermann. Vergebens bestürmten der österreichische Botschafter Botta und der englische Gesandte Finch die Großfürstin-Regentin mit Warnungen, vergebens riethen sie der Gedanken- und Kraftlosen, die Prinzessin Elisabeth verhaften und einkerkern zu lassen, wodurch den zu Gunsten derselben gesponnenen Ränken der Kern ausgebrochen würde. Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und so gingen sie denn bis zu jener Nacht vom 24. auf den 25. November (5. auf den 6. December) von 1741, wo die Großfürstin Elisabeth, welcher La Chétardie zum Bedenken und Zaudern schlechterdings keine Zeit mehr ließ, sich entschließen musste, selbsthandelnd die Vorbeitungen ihrer Mitverschworenen zum Ziele zu führen. An der Spitze von 300 preobraschenski'schen Grenadiren drang sie

in den Winterpalast und bemächtigte sich der gesammten braunschweigischen Familie, während anderwärts die „Proskribirten" verhaftet wurden. Von Widerstand nirgends eine Regung. Während Anna Leopoldowna und Anton Ulrich aus ihren Betten geholt und zu Gefangenen gemacht wurden, schlief der rechtmäßige Zar, Iwan der Sechste, ruhig in seiner Wiege. Die „gutmüthige" Elisabeth nahm den Kleinen heraus, küsste ihn und sagte: „Armes Kind, du bist schuldlos, aber deine Eltern tragen um so größere Schuld"[1]. Etliche Tage darauf ließ die „gutmüthige" Elisabeth der gefangenen Ex-Regentin sagen, sie werde dieselbe knuten lassen, wenn Anna nicht angeben wollte, wo ihre (Anna's) Juwelen versteckt wären.

Am Morgen vom 25. November (6. December) war Peters des Großen jüngste Tochter Zarin und Selbstherrscherin von Russland. Die Gardesoldaten hatten sie dazu gemacht, wie sie nachmals Katharina die Zweite auch dazu machten. Senat, Synod, Magnaten und Prälaten, Armee und Marine, Adel und Volk hatten dabei weiter nichts zu thun, als Ja und Amen zu sagen, und so thaten sie. Münnich, Ostermann, Golowkin und ihre „Mitverbrecher" wurden zu martervollen Todesstrafen verurtheilt, aufs Schaffot geschleppt und erst angesichts von Block und Beil, Galgen und Rad von der „gutmüthigen" Zaritza

---

1) Es wird auch erzählt, daß am Morgen des Wintertages, wo ein Manifest erschien, welches verkündete, Elisabeth habe den ihr rechtmäßig zukommenden väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen, und darum in den Kirchen von Petersburg jenes bekannte Tedeum gesungen wurde, allwomit eine hochwürdige Klerisei allzeit und überall gelungene Staatsverbrechen zu begrüßen pflegte und pflegt, auch die gesammte Soldateska der Hauptstadt jubelnd vor den Palast gezogen war, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen, der kleine in der Wiege zum Gefangenen gemachte und entthronte Iwan in unbewusst-tragischer Selbstironisirung das Hurrah der russischen Prätorianer nachzustammeln versucht hätte. Da habe Elisabeth sich nicht enthalten können, zu sagen: „Du unschuldiges Kind weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist."

„huldvoll begnadigt“, nämlich zum Verlust ihrer gesammten Güter und Würden und zur Verstoßung ins sibirische Elend.

4.

Der Säugling Iwan musste, wie die Sachlage nun einmal war, der Triumphatorin vom 25. November 1741 schon in den ersten Stunden ihrer Zaritzenschaft sehr unbequem sein. So ein Kind von rechtmäßigem Zaren kann und muß sogar unter Umständen seiner Entthronerin gefährlich werden. Zudem war ja Elisabeth so „gutmüthig“! In Stunden, wo sie nüchtern, mochte ihr darum der Kleine in seiner Wiege vielleicht wie ein athmender Gewissensbiß vorkommen. Also weg mit ihm! Aber wie?

Die Kaiserin beeilte sich, ihrem an Auskunftsmitteln so reichen Geheimrath La Chétardie die Frage vorzulegen, was seines Erachtens mit dem entthronten und gefangenen Kind-Zar angefangen werden sollte, und der Herr Marquis und Botschafter gab ohne Zögern die zwar etwas gewundene, aber immerhin verständliche Antwort: „Man kann nicht genug Sorgfalt anwenden, um jede Spur von der Kaiserschaft — (wörtlich du règne) — Iwans des Sechsten zu vertilgen. Das ist das einzige Mittel, um Russland vor Gefahren zu bewahren, welche jetzt oder später aus den Umständen hervorgehen könnten und welche in einem Lande, das einen falschen Demetrius erlebte, doppelt zu befürchten sind“ [1]). Undiplomatisch ausgedrückt, hieß das: Lasst den Jungen verschwinden! „Expedirt“ ihn!

Dazu war jedoch die Zarin in der That zu „gutmüthig“. Während sie mit einer kindischen Wuth daran arbeitete, alle Erinnerungen an die „Regierung“ Iwans des Sechsten

---

1) La Chétardie, Lettre à Amelot, bei Vandal a. a. O. 160.

zu verwischen, und zu diesem Zwecke alle Denk- und Schaumünzen mit dem Bildniß desselben, alle im Namen Iwans erlassenen Ukase, alle genealogischen Handbücher, ja sogar alle Gebetbücher, in welchen die Namen der unter der Regentschaft bekannt gewesenen Personen vorkamen, konfisciren und vernichten ließ, brachte sie es doch nicht über sich, den armen Jungen ohne weiteres „expediren" zu lassen. Ihre Gutmüthigkeit ging, wenigstens zuvörderst, noch weiter. Sie überließ nämlich den entthronten Knaben seinen Eltern, welche sie als Gefangene in die Citadelle von Riga hatte schaffen lassen. Nach anderthalb Jahren wurde die unglückliche Familie im Geheimen von Riga nach Oranienburg gebracht, einem durch Menschikow unweit von Woronesch angelegten Ort. Während der Gefangenschaft Anton Ulrichs und Anna's in Riga und Oranienburg wurde der arme Iwan einigermaßen erzogen und unterrichtet, was namentlich der Herzensgüte des Herrn von Korff zu verdanken war, welcher die Wachtmannschaft befehligte. Aber gerade darum wurde dieser Officier bald von seinem Posten abberufen, und als gar verlautete, ein Mönch hätte den Versuch gemacht, den entthronten Zaren zu entführen, natürlich zu Aufruhrzwecken, beschloß die „gutmüthige" Kaiserin Elisabeth, noch strenger gegen die Braunschweiger vorzugehen.

Demzufolge wurden Anton Ulrich und Anna von Oranienburg nach Cholmogory gebracht, einem elenden oberhalb Archangels auf einer Dwina-Insel gelegenen Ort. Aber sie durften ihr Söhnlein Iwan dorthin nicht mitnehmen; sondern der Knabe wurde seinen Eltern weggenommen und in die Schlüsselburg versperrt. Dies dürfte wohl ein zutreffender Ausdruck sein für die Art der Einkerkerung des Armen. Denn er wurde in der Schlüsselburg in eine Kasematte gethan, welche dem Tageslicht keinen Zugang gestattete. In dieser von spärlichem Lampenschimmer nur dämmernd erleuchteten Gewölbenacht verlebte der Entthronte 20 Jahre, ohne allen Unterricht zu einem gespenstig blassen, halb blödsinnig blickenden und murmelnden Jüngling auf-

wachsend, dem man die Seele tödtete, bevor man seinen Leib mordete. Zuweilen regte sich in dem armen jungen Gespenst eine dunkle Vorstellung, ein traumhaftes Bewusstsein von seiner Zarenschaft und seine ihm hiervon eingegebenen verworren-phantastischen Aeußerungen erregten dann das rohe Gelächter seiner Wächter. Zwei derselben, ein Hauptmann und ein Leutenant von der Besatzung, mussten beständig bei ihm sein, waren mit ihm in die Kasematte eingeschlossen und händigten ihren sie ablösenden Kameraden die schriftliche kaiserliche „Ordre“ ein, welche sie selber beim Antritt ihrer Wacht empfangen hatten, den Befehl, sofort den entthronten Zaren zu tödten, falls etwa einmal zu Gunsten desselben eine Meuterei in der Festung ausbrechen sollte. Man sieht, die „gutmüthige“ Kaiserin hatte sich auf alle Fälle vorgesehen.

Russland befand sich unter dieser Zarin, wie sich ein großes Reich unter der Regierung eines solchen Weibes befinden konnte, musste. Am 5. Januar von 1762 n. St. taumelte sie in ihr Grab hinab — zur unsäglichen Freude Friedrichs von Preußen, welcher seit sechs Jahren jenes „Schauspiel für Götter“ aufgeführt hatte, den Kampf eines großen Menschen mit dem Schicksal. Er hatte manchen scharfen Epigramme-Pfeil auf „cette infame catin du Nord“, wie er Elisabeth zu nennen pflegte, abgeschossen und die Wohlgetroffene hatte sich dafür durch die Schlachten von Zorndorf und Kunersdorf gerächt, sowie durch eine Kriegführung in Preußen, welche gräulich erwies, daß die Moskowiter mit Erfolg bei den Mongolen des Dschingis-Khan und des Batu-Khan in die Schule gegangen.

Ohne irgendwelche Weiterung folgte seiner Tante auf dem Zarenthron der Herzog Peter von Holstein, Sohn von Elisabeths älterer Schwester Anna Petrowna. Dieser arme, wohlmeinende und wirklich gutmüthige, aber bornirte und querköpfige Peter der Dritte war genau 6 Monate und 5 Tage lang Zar und Selbstherrscher aller Russen. Dann ist er, wie allbekannt, auf Betreiben seiner Frau Katharina, welche sich von der kleinen Prinzessin von An-

halt-Zerbst rasch zur großen „Semiramis des Nordens“ auswuchs, verrathen, verlassen, entthront und gefangen worden, um schließlich, von Oranienbaum nach Ropscha geschleppt, durch Alexei Orlow und dessen Mitmörder gräßlich-martervoll ermordet zu werden.

Unter den vielen Zügen von Gerechtigkeitsgefühl, Erbarmen und Herzensgüte, welche der unglückliche Sechsmonatezar Peter mitten unter allen seinen Querköpfigkeiten bewährte, war einer der kennzeichnendsten der Besuch, welchen er im Geheimen, und zwar im März 1762, dem armen Iwan in der Schlüsselburg abstattete. Der Lebendig-Begrabene vermochte die gütigen Fragen seines Besuchers nur stammelnd zu beantworten. Er soll gestammelt haben, er sei der Kaiser Iwan. Dann wieder, der Kaiser Iwan wäre schon lange todt, aber dessen Geist sei in ihn gefahren. Es wird auch bestimmt versichert, der unglückliche Gefangene habe sich aus seiner Knabenzeit des gutherzigen Korff erinnert und sogar eine Ahnung gehegt und geäußert, daß sein Besucher der regierende Zar wäre. Wie dem sein mag, Peter der Dritte war von dem Jammersal dieser Stunde tief ergriffen und faßte den Entschluß, das grausame Geschick des „geborenen Kaisers“ wenigstens insoweit zu mildern, als seine eigene Sicherheit es zu gestatten schien. Iwan sollte aus seinem Kerker hervorgehen und innerhalb der Umwallung der Schlüsselburg volle Freiheit genießen. Auch sollte ihm daselbst ein Haus mit zwölf Zimmern erbaut und ein prinzlicher Haushalt eingerichtet werden. Der Bau wurde in der That sofort begonnen, aber nicht vollendet: denn Katharina die Zweite war weit entfernt, die edelmüthigen Absichten ihres Gemahls inbetreff Iwans des Sechsten zur Ausführung bringen zu wollen. Sie, die Usurpatorin, welche nicht den Schatten einer Spur von Recht auf den Zarenthron besaß, bei dessen Erklimmung ihr der Leichnam ihres von ihren Mitverschworenen gemordeten Gemahls als Stufe gedient, sie hatte weit mehr Ursache, den armen Iwan als Prätendenten zu fürchten, denn Peter der Dritte gehabt, welcher als legitimer Enkel

Peters des Großen ganz und gar als rechtmäßiger Zar sich hatte fühlen dürfen. Da nun aber für die „Semiramis des Nordens“ Gewissen und Moralgesetz nur Worte ohne Sinn und Bedeutung waren, so konnte es nicht wundernehmen, daß in den russischen Höflingekreisen bald das Geraune umging, der Insasse der schlüsselburger Kasematte werde wohl nicht mehr lange leben.

In der That, er lebte nicht mehr lange, der arme Junge. Nach zwei Jahren schon musste der bleiche Kaiserschemen die Nacht seines Kerkers mit der des Grabes vertauschen.

Es ist bekannt, daß die Herrschaft der ebenso genialen als skrupellosen Thronanmaßerin Katharina mehr als einer Bedrohung und Erschütterung ausgesetzt war. Wiederholt ging der Name ihres so schändlich gemordeten Gemahls Peter gespenstisch-dräuend in Russland um. Auch jener Pugatschew, welcher in den Jahren 1772—1774 gegen die Zarin den nach ihm benannten höchst gefährlichen Kosakenaufstand führte, trat in der Maske Peters des Dritten auf. Aber schon zehn Jahre früher war aus dem bislang noch ungelösten Dunkel einer anonymen Verschwörung eine wider Katharina's Zaritzenschaft, sowie auch wider ihres Sohnes Paul Thronfolgeberechtigung gerichtete Zettelung hervorgegangen. Diese Machenschaft gipfelte in der heimlichen Verbreitung eines angeblichen Manifestes Peters des Dritten, allworin die Vergehungen Katharina's enthüllt wurden und ihr Sohn Paul als ein „Bastard“ von der Thronfolge ausgeschlossen war. Wer an die Stelle Pauls treten sollte, war nicht gesagt, allein die Zarin und ihre Anhänger konnten, mussten muthmaßen, daß die geheimnißvollen Verschwörer die Erinnerung an die rechtmäßige Kaiserschaft des Gefangenen von der Schlüsselburg wachrufen wollten.

Hat nun Katharina die Zweite, um sich vor weiteren Bedrohungen von jener Seite her ein- für allemal sicher zu stellen, die Vernichtung Iwans beschlossen und angeordnet? Oder ist der Zarenmord in der schlüsselburger Kasematte

mit oder ohne Vorwissen der Zarin durch diesen oder jenen ihrer Vertrauten in Scene gesetzt worden?

Wir wollen zur Beantwortung dieser beiden Fragen zuvörderst die zweifellos festgestellten Thatsachen vorführen.

Zu Anfang Juli's 1764 machte Katharina die Zweite einen Ausflug nach Riga. Diesen Ausflug deutete man nachmals so, daß die Zarin dem, was in der Schlüsselburg geschehen sollte, hätte aus dem Wege gehen wollen. Kurz vor ihrer Abreise von Petersburg wurden zwei durchaus zuverlässige Officiere, der Hauptmann Wlassjew und der Leutnant Tschekin, nach der Schlüsselburg kommandirt, um, mit der früher erwähnten, von der Zarin Elisabeth ausgestellten und jetzt neu eingeschärften „Ordre" versehen, jede Regung und Bewegung des gefangenen Iwan Antonowitsch zu bewachen, zu welchem Zwecke sie wie die früheren durch sie abgelösten „Leibwächter" mit dem Unglücklichen seinen Kerker theilen mussten. In der Stadt Schlüsselburg lag dazumal das Infanterieregiment Smolensk, von welchem der Reihe nach je eine Kompagnie von 100 Mann den Dienst in der Citadelle that. Hierzu gehörte, daß immer acht Mann den Gang bewachten, welcher zu Iwans Kerkerkasematte führte. Im Regiment Smolensk stand der Leutnant Wassily Mirowitsch, welcher aus einer vormals begüterten und angesehenen Familie der Urkraine stammte. Sein Großvater war ein Parteigänger des berühmten Kosakenhetmans Mazeppa gewesen und in dessen Sturz mitverwickelt worden. Das hatte die Konfiskation der Familiengüter zur Folge gehabt. Mirowitsch, von seiner Armuth gestachelt, sann auf Wiederherstellung des Glückes seines Hauses und reichte wiederholt Bittschriften bei der Zarin ein, dieselbe möchte ihm oder seinen Schwestern die eingezogenen Familiengüter ganz oder wenigstens theilweise zurückgeben. Er wurde abschlägig beschieden, das zweitemal ungnädig. Daraufhin hätte auch dieser russische Leutnant, falls er nämlich Latein verstand und den Vergil kannte, sagen können: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo" — oder auf gut russisch etwa: Will mir die Zarin keine Gnade

erweisen, so will ich versuchen, eine Palastrevolution oder vielmehr zur Abwechselung mal eine Kerkerrevolution anzuzetteln und in's Werk zu richten. Ich wäre ja nicht der erste Leutnant, welchem im heiligen Russland so etwas gelänge. Die Orlows waren auch nur Leutnants, dazumal, als Katharina zur Zarin und Selbstherrscherin gemacht und ihr Herr Gemahl „expedirt" wurde.

Mirowitsch vergaß nur, daß die „Leutnants" Orlow „dazumal" Leute wie den Vicekanzler Panin, den Kosakenhetman Rasumowsky, den Fürsten und Gardeoberst Wolkonski, den General Betzkoi, den Staatsrath Teplow, den Erzbischof Setschin von Nowgorod, ebenso die an Schlauheit und Kühnheit alle diese Herren weitüberbietende Fürstin Daschkow und endlich die Dämonin Katharina selber hinter sich gehabt hatten. Nicht nur „Si duo faciunt idem", sondern auch „Si duo volunt idem, non est idem". Auch noch in anderer Beziehung. Denn der Plan, eine Katharina an der Stelle eines dritten Peters zur Kaiserin zu machen, hatte ganz andere Wahrscheinlichkeiten des Gelingens für sich gehabt, als das Projekt, den armen Halbsimpel Iwan an die Stelle Katharina's zu setzen, haben konnte.

Ob Mirowitsch schon bei der Planentwerfung zu seinem verzweifelten Unternehmen Mitwisser gehabt, ist mit voller Sicherheit nicht zu ermitteln. Erzählt wird allerdings, daß ein andrer Leutnant, Apollon Uschakow, von Anfang sein Verschwörungsgenosse gewesen sei und daß die Beiden ihr Vorhaben, den eingekerkerten Iwan Antonowitsch zu befreien und auf den ihm zustehenden Zarenthron zurückzuführen, in der Kirche „Unserer lieben Frau von Kasan" zu Petersburg mit Wort und Eid feierlich beschworen hätten. Allein Uschakow ertrank zu Ende Mai's 1764 auf einer Dienstreise in einem Flusse bei Porchow, und was noch weiter gemeldet wird von vorläufigen Versuchen des Mirowitsch, unter der Hofdienerschaft Einverständnisse zu gewinnen, ist ganz nebelhaft. Gewiß dagegen ist, daß der

Leutnant zu Anfang Juli des genannten Jahres mit seiner Kompagnie den Dienst in der Citadelle von Schlüsselburg hatte.

5.

Er ging nun sofort an's Werk, wobei es auffällig, daß der notorisch arme Leutnant reichlich mit Geld versehen war. Vor allem spähte er genau die Lage von Iwans Kasemattenkerker aus und versah den Eingang dazu heimlich mit einem Zeichen. Dann entwarf er eine Proklamation, welche nach der gelungenen Befreiung des Gefangenen veröffentlicht werden sollte. Weiter war er noch nicht gekommen, als seine Kompagnie abgelöst wurde und er demnach mit derselben aus der Citadelle hätte abmarschiren sollen. Unter welchem Vorgeben es ihm jetzt gelang, bei der neu aufziehenden Wachttruppe in der Festung bleiben zu dürfen, ist nicht festgestellt; aber es gelang ihm, was doch bei der Strenge, womit sonst die Dienstvorschriften gehandhabt wurden, wiederum sehr auffällig ist.

Seinen also verlängerten Aufenthalt in der Festung benützte Mirowitsch ohne Säumen zur Werbung von Helfern unter der Besatzung. Mittels klingender Beweisgründe gelang es ihm, drei Korporale und zwei Soldaten von der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens zu überzeugen, d. h. ihre Mithilfe bei der Ausführung desselben zu erkaufen. Dagegen scheiterte er, als er einen höher hinauf zielenden Werbeversuch machte. Der Gegenstand desselben war der Hauptmann Wlassjew, als einer der Leibwächter Iwans. Der Hauptmann wies die Eröffnungen des Leutnants zurück, that aber sonderbarer Weise weiter nichts gegen diesen. Wenigstens nichts Unmittelbares. Mittelbar scheint er allerdings etwas gethan zu haben; denn Mirowitsch erfuhr durch einen der von ihm gekauften Unterofficiere, daß

Wlassjew einen Eilboten an den Premierminister Graf Panin abgefertigt hätte. Darin erkannte der Leutnant ein zwingendes Signal, sofort zur That schreiten zu müssen.

In einer hellen Sommernacht, der Nacht vom 4. auf den 5. (15. bis 16.) Juli 1764, schritt er dazu. Mit Unterstützung der von ihm gewonnenen Korporale und Soldaten gelang es ihm, zwischen 1 und 2 Uhr die kleine Besatzung der Festung geräuschlos zu versammeln. Dann trat er vor die Mannschaft hin und las derselben einen erdichteten und angeblich von den Mitgliedern des Senats unterzeichneten Ukas vor, des Inhalts, die Kaiserin Katharina die Zweite sei es müde, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen. Sie hätte daher den Entschluß gefasst, das russische Reich zu verlassen, um sich im Auslande mit dem Grafen Gregor Orlow zu vermählen. Schon auf der Reise gegen die Gränze zu begriffen, wollte sie geruhen, dem unglücklichen Iwan die Zarenkrone zurückzugeben, und darum ertheile hiermit der Senat ihm, dem Wassily Mirowitsch, den Befehl, den eingekerkerten Kaiser alsbald frei zu machen und nach St. Petersburg zu bringen.

Die Menschen waren und sind, wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Mückenseiher, aber Lügen gegenüber Kameeleverschlucker. Je dümmer gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto glaubwürdiger. Die urtheilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie. Nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und überträgt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewusst, beherzigt und bethätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die großen, während die kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehalten, gehenkt oder sonst wie abgethan wurden.

Mirowitsch gehörte zu den kleinen, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Schwindler von eigener Mache gewesen und nicht vielmehr eine Marionette, welche an einem Drahte tanzte, dessen lenkender Handgriff vielleicht in dem Minister-

kabinette Panins, wenn nicht gar in dem Schlafgemach Katharina's zu suchen und zu finden gewesen wäre.

Wie dem sei, ob der Mann aus eigenem Antrieb oder ob er als bloßes Werkzeug handelte, sein kecker Streich schien einen Augenblick gelingen zu wollen. Etliche 50 Mann Unterofficiere und Soldaten glaubten an den von Mirowitsch vorgebrachten Ukas oder thaten so und stellten sich, ihre Waffen schwingend und laut jubelnd, unter seinen Befehl.

Wie er nun damit beschäftigt ist, sie zum Angriff auf den Kasemattenkerker Iwans zu ordnen, eilt der Festungskommandant Berednikow, durch den Lärm aufgeschreckt, herbei, fragt, macht einen flauen Versuch der Abwehr, läßt sich aber ohne viele Umstände durch den meuterischen Leutnant festhalten und verhaften, ohne daß Mirowitsch nöthig gehabt hätte, ihn erst mit einem Gewehrkolben niederzuschlagen, wie später behauptet worden ist. Der Leutnant stellt sich an die Spitze seiner 50 Mann und führt sie zum Sturm auf Iwans Kerker. Die in dem bedeckten Weg vor demselben postirten acht Mann leisten Widerstand, ohne daß es jedoch zum schießen kommt und ohne daß Mirowitsch verhindert wird, bis zur Eingangsthüre der Kasematte vorzudringen. Als er nun Anstalt macht, dieselbe aufsprengen zu lassen — es soll sogar zu diesem Zwecke von einer nahen Bastei eine Kanone herbeigeschleppt worden sein — ruft ihm von innen der Hauptmann Wlassjew zu, er und sein Mitwächter Tschekin könnten zwar das gewaltsame Eindringen der Angreifer nicht lange verhindern, aber sie würden empfangene Befehle im Nothfall vollstrecken und demnach würden die Eindringlinge den Gefangenen nur todt vorfinden.

Mirowitsch läßt sich durch diese Drohung nicht von seinem Vorhaben abbringen. Allein bevor es ihm gelingt, die Pforte zu sprengen, geht hinter derselben Furchtbares vor. Als die Thür in ihren Angeln bebt und dem Ansturm von außen zu weichen droht, ergreifen Wlassjew und Tschekin ihre Degen und werfen sich auf ihren Ge-

fangenen, welcher ruhig schlummernd auf seinem Lager liegt, mit einem weißen Schafpelz bedeckt. In ihrer Aufregung unsicherer Hand, verwunden sie das Opfer erst nur am Arm und am Bein, dann aber durchbohren sie ihm mit festeren Stößen die Brust und treffen Herz und Lunge, nachdem der aus dem Schlafe also mörderisch aufgeschreckte Unglückliche etliche Augenblicke gegen die Mordwaffen sich gesträubt hat.

So starb, vierundzwanzigjährig, der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste, nachdem er 22 Jahre lang in Kerkerluft vegetirt hatte.

Nachdem Wlassjew und Tschekin ihr schreckliches Werk gethan, schoben sie den Riegel der Pforte zurück und ließen die Stürmer ein.

Blutüberströmt lag der entseelte Zar auf dem Boden der Kasematte.

Bei diesem Anblick rief Mirowitsch den Mördern zu:

„Elende! Fürchtet ihr nicht Gott? Warum habt ihr das unschuldige Blut dieses Mannes vergossen?"

„Wir thaten, was uns befohlen war," gaben die beiden Officiere zur Antwort.

Die Soldaten wollten über die Zarenmörder herfallen und sie todtschlagen. Allein Mirowitsch verhinderte es mit den Worten: „Sie thaten ihre Pflicht; für uns aber gibt es keine Rettung mehr" [1]).

Hier nun stoßen wir wieder auf eine jener Auffälligkeiten, an welchen die Geschichte dieses Zarenmordes reich ist. Wenn Mirowitsch auf eigene Hand gehandelt hatte, so musste sich ihm jetzt, nach der tragischen Vereitelung seines Unternehmens, die Nothwendigkeit, den Folgen seines Beginnens sich zu entziehen, unfehlbar aufdrängen. Warum floh er nicht? Er hätte das zweifellos gekonnt. Die Schlüssel der Citadelle waren ja in seiner Gewalt, auch gab er, nachdem der Mordschlag gefallen, Befehle und

---

1) Bernhardi, II, 2, S. 213, nach Kowalewsky: Graf Bludow und seine Zeit.

traf Anordnungen, als wäre er der Festungskommandant. Er konnte demnach allein oder an der Spitze der Soldaten, welche ihm gefolgt waren, die Citadelle verlassen. Aber er dachte gar nicht an Flucht, und angesichts dieser Thatsache ist man wohl nicht unberechtigt, mit dem deutschen Geschichteschreiber Russlands zu fragen: Konnte vielleicht auch Mirowitsch, ebenso wie die beiden Mörder, hinsichtlich dessen, was er gethan, auf „höhere Befehle“ sich berufen? [1]).

Statt zu fliehen, ließ er den Leichnam des Ermordeten auf ein Soldatenbett legen und auf diesem vor das Hauptwachtlokal tragen. Auf seinen Befehl stellte sich die gesammte Besatzung der Citadelle auf dem Platz vor der Hauptwacht auf und salutirte den Todten mit präsentirtem Gewehr. „Seht,“ sagte Mirowitsch zu der Mannschaft, „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch“. Hierauf schüttelte er den Soldaten, die sich ihm angeschlossen hatten, die Hände, erklärte laut, nicht sie, sondern er allein sei schuldig und darum wolle er auch die Folge seines Thuns auf sich nehmen. Dies gesagt, gab er seinen Degen ab und überlieferte sich dem wiederfreigegebenen Festungskommandanten. Der ermordete Zar wurde, mit einem blauen, rohgesäumten russischen Bauernhemde bekleidet, den Tag über in der Festungskirche öffentlich ausgestellt. Was vom Volk anwesend war, umstand weinend den rohgezimmerten Soldatensarg, in welchem der arme Iwan lag mit seinen feinen, wachsweißen Gesichtszügen und seinem röthlichen Bart. Am folgenden Tage wurde der Leichnam in aller Stille gen Nowgorod abgeführt und sodann in dem bei dieser Stadt gelegenen Kloster Tichwin (?) ohne weiteres Ceremoniell begraben.

Dies war so befohlen worden durch den Grafen Panin, welcher auch sofort, nachdem er Wlassjews Eilbotschaft empfangen, die Verhaftung des Mirowitsch angeordnet hatte. Der Unternehmer des verunglückten schlüsselburger Kerkerputsches war jedoch der Ausführung dieser Anordnung, wie

---

1) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V, 651.

wir gesehen, schon zuvorgekommen, indem er sich aus freien Stücken gefangen gegeben hatte.

Auf die Kunde von der nächtlichen Katastrophe in der Schlüsselburg hin kehrte Katharina die Zweite aus Livland nach Petersburg zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde ohne Zögern zur Processirung des Gefangenen geschritten, welcher ein Verbrecher war, weil sein Unterfangen nicht geglückt. Die Kaiserin schickte eine Dreimänner-Kommission zur Voruntersuchung nach der Schlüsselburg und diese Untersucher waren der Senator Neplujew, der General Weymarn, ein ergebener Handlanger Katharina's von früher her, und der Geheimrath Teplow, welcher am 17. Juli von 1762 den Mordritt des Alexei Orlow nach Ropscha mitgemacht hatte und bei der Erwürgung Peters des Dritten mitthätig gewesen war. Mit der Procedur selbst, der Urtheilsfindung und Urtheilssprechung beauftragte Katharina, nach Empfang des durch Weymarn erstatteten Untersuchungsberichtes, kraft Manifests vom 17. (28.) August die Mitglieder des Senats und des Synods, die Präsidenten der höchsten Regierungskollegien und die Theilhaber der obersten drei Rangklassen [1])

Die Haltung des „Verbrechers“ war während der ganzen Dauer des Verfahrens fest und würdig. Einigen Nachrichten zufolge soll sie aber nicht nur das, sondern auch die eines Mannes gewesen sein, welcher an einem glücklichen Ausgang der Sache gar nicht zweifelte und die Procedur für nichts als für eine Komödie ansah. Sicher ist, daß er standhaft bei seiner ursprünglichen Angabe blieb, keinen Mitwisser und keinen Mitschuldigen gehabt zu haben. Ein höchst auffälliger Zwischenfall in dem Proceßgange war

1) Eine Hauptquelle unserer Kenntniß von diesem Proceß, wie dazumaliger russischer Geschehnisse überhaupt, war bekanntlich lange und ist theilweise noch jetzt Helbigs i. J. 1809 erschienenes Buch „Russische Günstlinge“. Von Wichtigkeit für die Iwan'sche Episode sind die bezüglichen englischen Gesandtschaftsberichte in Raumers „Beiträgen zur neueren Geschichte“, Bd. III. Bernhardi hat (a. a. O. 215), auf den Russen Bartenièw („Das 18. Jahrhundert“, 3. Bd.) gestützt, verschiedene neue Züge dieser Episode beigebracht.

aber dieser. Als sich das Tribunal zur Urtheilsfällung anschickte, theilte der Oberprokurator des Synods, Soymonow, dem Baron Tscherkassow, einem der Richter, mit, etliche geistliche Mitglieder des Gerichtshofs wären des Dafürhaltens, daß Mirowitsch gefoltert werden müsste, um ihn zu weiteren Geständnissen und zur Namhaftmachung von Mitschuldigen zu bringen, um dadurch überhaupt der ganzen räthselhaften Geschichte mehr auf den Grund zu kommen. Auf der Stelle schritt einer der Vertrauten der Kaiserin, der Fürst Wäsemski, in seiner Eigenschaft als Generalprokurator des Senats der oberste Wächter des Gesetzes, gegen dieses Ansinnen energisch ein, schnitt Soymonow das Wort ab und forderte Tscherkassow auf, zu erklären, ob man ohne weiteres zur Urtheilfällung schreiten müsste oder nicht. Etwas verdattert, stimmte der also Interpellirte mit Ja. Aber wieder mehr gefasst, reichte er ein schriftliches Votum ein, worin er darlegte, Mirowitsch müsste trotzdem gefoltert werden, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen oder *Anstifter* zu entreißen.

Dieser Tscherkassow, welcher gegenüber dem deutlich genug erkennbaren Willen und Wunsch der Zarin und Selbstherrscherin, die ganze widerwärtige Sache möglichst rasch abgethan zu sehen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern wagte, macht einen geradezu phänomenalen Eindruck. Katharina, welche gar wohl wusste, daß in der Stadt ziemlich vernehmlich herumgeflüstert werde, die ganze gegen Mirowitsch angestrengte Procedur sei nichts als eine Posse, war schlau genug, gegen Tscherkassow nicht ungnädig sich zu erzeigen. Aber sie wusste es einzurichten, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte, dem Antrag Tscherkassows nicht stattgegeben und Mirowitsch durch den Gerichtshof ad hoc ohne weitere Untersuchungen als Reichsverräther und Rebell zum Tode und zwar mittels Enthauptung durch das Beil verurtheilt wurde.

Dieses Urtheil ist am 15. (26.) September auf dem Marktplatz der Newa-Insel in Petersburg an ihm vollstreckt worden.

Wenn Helbig gut unterrichtet war — und er konnte es sein — so hätte Mirowitsch während der ganzen Procedur, bei der Urtheilssprechung und noch auf dem Schaffot ganz der Art sich benommen, als ob er überzeugt wäre, das alles wäre nur eine Komödie und könnte etwas anderes gar nicht sein. Er hätte noch gelacht, als er statt der zuversichtlich erwarteten Begnadigung den tödtlichen Beilschlag empfing [1]).

Seine Mitschuldigen, 28 Unterofficiere und Soldaten, wurden zum Spießruthenlaufen, zu sibirischer Zwangsarbeit und dergleichen Russischem mehr verurtheilt. Den Mördern Iwans des Sechsten, Wlassjew und Tschekin, wurden Beförderungen zutheil und lebenslängliche Pensionen zugebilligt.

Somit war nach allen Seiten hin der „Gerechtigkeit" genuggethan.

6.

„Cherchez la femme!" oder wie die andere Lesart lautet, „Où est la femme?" ist ein Satz, dessen Findung man bekanntlich dem König Jakob dem Ersten von Großbritannien zugeschrieben hat. Wenn mit Grund, so wäre das unbedingt das gescheideste Wort, welches dieser stammelnde und geifernde Tropf von König — („a king of shreds and patches", Shakspeare) — jemals über seine Lippen brachte. Denn fürwahr bei allen unklaren, verwickelten, geheimnißvollen Geschichten thut man gut, vor allem der „Frau" nachzufragen, weil eben im hintersten Hintergrunde solcher Geschichten immer das „Ewig-Weibliche" oder wenigstens ein Stück davon zu suchen und auch wohl zu finden war, ist und sein wird.

In unserem Falle heißt das Ewig-Weibliche selbstverständlich Katharina die Zweite.

---

1) „Russische Günstlinge", S. 316.

Die bekannte kriminalistische Frage: „Cui bono?“ ist hier gar nicht zu umgehen. Wem gereichte der Tod Iwans des Sechsten zum Vortheil? Der herrschenden Zarin. Daß sie in dem Gefangenen der Schlüsselburg einen Prätendenten gesehen, welcher unter Umständen für sie gefährlich, sehr gefährlich werden könnte, ist ja schon dadurch erwiesen, daß sie den von der Zarin Elisabeth ausgestellten Mordbefehl erneuert hatte. Aber Katharina war „eigentlich“ nicht grausam, lispelt mit süßer Stimme die allerunterthänigste Zofe Hofhistoriographie. Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche sich keinen Augenblick besann, ganze Völker zu Boden treten zu lassen, wenn es galt, die Eingebungen ihrer gränzenlosen Ehr- und Herrschsucht zu befriedigen? Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche hunderttausende und wieder hunderttausende russischer Kronbauern zu Leibeigenen machte, um diese „Seelen“ an ihre Liebhaber verschenken zu können? Wirklich nicht grausam, dieses Weib, welches am Tage, nachdem ihre Spießgesellen ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl gräßlich ermordet hatten, mit blasphemischem Hohn manifestirte: „Dieser unerwartete Todesfall ist als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen —?“

Das steht fest, Katharina die Zweite machte sich aus dem Leben des armen Iwans nicht mehr und nicht weniger als aus dem Leben einer Fliege. Sie würde demzufolge nicht einen Augenblick gezaudert haben, dieses Leben, falls es ihr irgendwie gefährlich schien, zu vernichten. Es entsprach auch nur jenem Zug kätzischer Falschheit und Heuchelei, welcher schwefelfarbig durch ihr ganzes Wesen ging, wenn die Semiramis des Nordens dafür sorgte, daß in das über Mirowitsch gesprochene Urtheil ein Satz hineinkam, welcher besagte, er, Mirowitsch, wäre eigentlich der Mörder Iwans, maßen durch sein Beginnen Wlassjew und Tschekin zur Tödtung des Gefangenen veranlasst worden.

Das mancherlei Auffällige, welches, wie wir sahen, im Verlaufe dieses Versuchs einer russischen Kerkerrevolution vorgekommen, hat schon frühzeitig zur Aufwerfung der Frage

geführt: War Mirowitsch angestiftet und von wem? Bis zur Stunde jedoch ist es unmöglich geblieben, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, und es wird wahrscheinlich für immer unmöglich bleiben. An hypothetischen Antworten hat es freilich nicht gefehlt. Schlosser, welcher übrigens in seiner kurzen Darstellung der schlüsselburger Katastrophe sehr ungenau ist, sagt nur, Iwan sei „wahrscheinlich" auf Befehl Katharina's umgebracht worden [1]). Herrmann meint, „man sehe nicht ab, wie Mirowitsch bis zum letzten Augenblick so zuversichtlich auf Begnadigung rechnen konnte", falls er aus eigenem Antrieb sein verzweifeltes Spiel gespielt hätte — und fügt hinzu: „Der alte Großkanzler Bestuschew hielt Panin für den Anordner der Vollstreckung des kaiserlichen Willens" [2]). Damit wäre also gesagt, Mirowitsch sei nur ein Werkzeug Panins gewesen, welcher den Wunsch Katharina's, von dem schlüsselburger Kerkergespenst erlöst zu werden, zur That machen gewollt hätte. Bernhardi hält es der Erwähnung werth, daß es Leute gegeben, welche die Anstiftung des Mirowitsch zu seinem Unternehmen auf die Fürstin Daschkow zurückführten, welche „leidenschaftliche Frau nicht ruhen, sich nicht darein ergeben konnte, daß sie keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte". Sodann führt Bernhardi die Behauptung des alten Helbig an, Katharina selber sei es gewesen, welche, um sich Iwans zu entledigen, den Mirowitsch zu seinem Befreiungsversuch habe verleiten und anleiten lassen, und zwar durch jenen Geheimrath Teplow, welcher, einer der Mörder Peters des Dritten, fraglos der verworfenste Mensch in Russland und „allerdings dieser wie jeder Unthat fähig war" [3]). Nachdem der Mohr Mirowitsch seine Schuldigkeit gethan, habe man ihn, um das Geheimniß mit ihm zu begraben, processiren, verurtheilen und köpfen, aber bis zum Moment der Köpfung auf Begnadigung

1) Gesch. d. 18. Jahrh. 5. Aufl. II, 50.
2) Gesch. d. russ. Staats, V, 652.
3) Gesch. Russlands, II, 2, S. 213—14.

hoffen lassen. Dieser Annahme neigt sich auch Barthold zu, lässt aber vorsichtig die fromme Phrase fliegen: „Den räthselhaften Zusammenhang weiß der Allmächtige allein“ [1]). Soviel wir bis jetzt wissen, sind Katharina, Panin, die Daschkow und Teplow hingegangen, ohne das Geheimniß, angenommen, es handelt sich um ein solches — zu enthüllen, und wir müssen uns also wohl oder übel mit den vorhandenen amtlich aktenmäßigen Nachweisen begnügen.

Trotz der starkgefühlten Unzugänglichkeit derselben lässt sich viel daraus lernen. Die traurige Historie vom ermordeten Schattenzaren Iwan macht ja eine charakteristische Episode in der Geschichte jener abenteuerlichen Weiberherrschaften aus, welche in Russland vom Tode Peters des Großen mit zwei nur kurzen Unterbrechungen — Peter der Zweite und Peter der Dritte — bis zur Throngelangung Pauls des Ersten gewährt haben. Diese wüsten Weiberherrschaften, welche alle Gräuel asiatischer Barbarei mit der raffinirten Frevelhaftigkeit der europäischen Kabinetspolitik des 18. Jahrhunderts verbanden, haben jene Kolossalschuld von Versündigungen an der Menschheit und an dem eigenen Volk angehäuft, deren Wucherzinsen Zar Alexander der Zweite vergeblich mit der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft zu bezahlen versuchte. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“. Ach, der Vers des römischen Poeten war und ist allzeit eine traurige geschichtliche Wirklichkeit. Was immer die russischen Zaren und Zaritzen im vorigen Jahrhundert gesündigt haben, das russische Volk büßt es im gegenwärtigen. Alle die Zuflüsse, welche zur erschreckenden Zerrüttung der russischen Gesellschaft in unsern Tagen zusammenrannen, lassen sich zu den Schlammpfützen zurückverfolgen, welche vor hundert Jahren aus zarischen und zaritzischen Lastern und Verbrechen sich gebildet hatten. Die Katharinen, Annen und Elisabethen waren in ihrer Art schon richtige Nihilistinnen. Denn sie achteten alle

1) Ausgang des Iwan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde, in Raumers Histor. Taschenbuch für 1837, S. 156.

Satzungen des Rechtes, der Sitte, der Ehre und der Menschlichkeit pro nihilo, für nichts, rüttelten also frevelhaft an jedem Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Jetzt sind die Folgen da. Die Anhänger einer materialistisch-mechanischen Auffassung, Betrachtung und Darstellung der Geschichte mögen nach Russland hinhorchen. Dort werden sie, falls sie nicht ganz taub sind, den Schritt der Nemesis vernehmen oder auch, wenn sie lieber wollen, die drastisch-thatsächliche Glossirung von jenem Ausspruch des russischen Dichters, Dekabristen und Märthyrers Ryléjew:

„Gott in der Weltgeschichte heißt Vergeltung!
Die lässt in Halme schießen Frevelsaat.“

Garibaldi.

He was a hero, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Shakspeare.

1.

Der düstere Trauerpomp, welcher im Juni dieses Jahres (1882) unter Sturmgetose und Wogengedonner den Felsensteig von Caprera herabkam, ist vorübergezogen und mit dem übrigen Apparat desselben auch der überreich dabei entfaltete Redenbombast beiseite gethan, zerschlissen und verschollen.

Der Mann im rothen Hemde, schon bei Lebzeiten in Volkskreisen zu einer mythischen Figur geworden, ruht nun aus von seinen Heldengängen, wie von seinen Irrfahrten, und genießt jenes Friedens, den nur der Tod gibt.

Möchte doch die Majestät dieses einsamen Heroengrabes auf dem kleinen Eiland im Mittelmeer geachtet werden! Möchte doch keine verstandlose Pietät den Todten seiner Granitgruft entreißen, um das Denkmal, welches in Rom oder sonstwo seine Ueberreste decken soll, zur momentanen Neugierstillung müssiger Gaffer zu machen, wie sie jetzo herdenweise alle Wege und Stege unsicher machen in Europa. Napoleons Grab unter den Weiden von Longwood war von einem vollen Hauch tragischer Poesie umwittert. Seine Gruft bei den Invaliden in Paris ist nichts als ein Wachs-

figurenkabinet in Marmor. Lasst den Todten von Caprera ruhen wo er selber ruhen gewollt! Verschont seine Ueberreste mit eurer Spektakelei! Ihr habt ja der Fahnen und Fackeln, der Kränze und Phrasen genug und übergenug aufgewendet. Lasst den aufrichtigen Schmerz im Stillen trauern, aber heißt die erkünstelte Ueberschwänglichkeit schweigen und gebt der Geschichte das Wort!

Denn diese tritt jetzt in ihr Recht.

Drei Männer sind es, welche das „Regno d'Italia“ geschaffen haben: Mazzini, Garibaldi, Cavour. Mazzini war das Herz, Cavour der Kopf, Garibaldi der Arm der italischen Einheitsbewegung. Mazzini hat die Saat ausgestreut, Garibaldi die Getreidemahd vollzogen, Cavour die Garben eingebracht. Ohne die beiden Idealpolitiker Mazzini und Garibaldi — wo wäre Cavour mit all seiner Realpolitik geblieben? Auf seinem piemontesischen Ministersesselchen. Gerade wie Bismarck mit all seiner Realpolitik auf dem preußischen Ministersessel oder gar auf dem Sorgenstuhl eines mäßig begüterten märkischen Junkers sitzen geblieben wäre, so ihm nicht die Propheten und Märtyrer der deutschen Idealpolitik von den Tagen Armins, Walthers von der Vogelweide, Fischarts und Logau's bis herab zu den Tagen Klopstocks, Schillers, Palms, Körners, Arndts, Rückerts und Uhlands die Pfade gewiesen und die Wege gebahnt gehabt hätten. Dem Donner der That rollt ein lauter Widerhall nach, ja wohl — aber ist es nicht der Blitz des Gedankens, der ihm voranleuchtet? Das ist eine Wahrheit, so wohlfeil wie Brombeeren. Aber in dieser Zeit schamloser Verlogenheit darf man wohl auch solche Brombeeren-Wahrheiten scharf betonen, und die in Rede stehende sollte, scheint mir, dermalen namentlich auch unter uns Deutschen beherzigt werden. Sind doch seit 1870 in Deutschland gar viele enge Gehirne ganz und gar von der Vorstellung erfüllt, alles, was nicht sogleich prakticirt, verwerthet, in Bargeld umgesetzt, von heute auf morgen nutzbar gemacht werden könne, das sei nicht „opportun“ oder tauge eigentlich kurzweg gar nichts. In den Tagen unserer

großen Denker und Lehrer waren freilich die heutzutage modischen Sprichwörter „opportun“ und „realpolitisch“, allwomit man jetzt alles schlichten und machen zu können wähnt, noch nicht erfunden. Auch ein drittes, dermalen rasselndes Modewort, das Wort „Freidenker“, haben, gelegentlich bemerkt, die Hochmeister der Ritterschaft vom deutschen Geiste nicht knäbisch-renommistisch herausgehängt, wie neuestens Leute thun, welchen die Bezeichnung „Nichtdenker“ zumeist besser anstände.

Will man dem Manne, von welchem hier nicht etwa eine Lebensbeschreibung gegeben werden soll, sondern nur eine Charakteristik mit besonderer Berücksichtigung der zwei Glanzperioden seiner Laufbahn, 1849 und 1860, gerecht werden, so muß man sich auf den Standpunkt stellen, von welchem aus er sah, fühlte, dachte, sprach und handelte — also auf den Standpunkt eines Idealisten und eines italischen Patrioten, dessen Seele vom Sonnenfeuer des Südens großgenährt worden war.

Seinem Namen und seiner körperlichen Erscheinung zufolge germanischer Abstammung, ist dieser blonde Ligurier dennoch in all seinem Fühlen, Denken und Thun ein Romane jeder Zoll gewesen[1]). Also kein Mann vor-, um- und rücksichtiger Erwägung, sondern ein Mensch augenblicklicher Impulse, kein kalter Rechner, sondern ein kühner Drauflosgänger, weit mehr den Eingebungen der Phantasie als den Bedenken des Verstandes folgend und dann doch auch wieder einer guten Dosis echtitalischer Schlauheit nicht ermangelnd. Diese Eigenschaft durfte ihm ja schon als dem Fanatiker, der er gewesen, nicht fehlen; denn ein Fanatiker war er, aber in des Wortes bestem und höchstem Sinne. Er glühte ja mit allen Sinnen für sein „Fanum“, für das Heiligthum der Einheit und Freiheit Italiens.

1) Bekanntlich existirt eine Ueberlieferung, welche wissen will, der germanische Tropfen in Garibaldi's Blut stamme keineswegs vom Mittelalter her, sondern aus dem 18. Jahrhundert, wo der deutsche Junker Theodor von Neuhof eine Weile König von Korsika war. Eine Abkömmlingin dieses Abenteurers sei Garibaldi's Mutter gewesen.

Aus dieser Glut entband sich alle seine Liebe und all sein Haß. Er war ein Enthusiast, ein Phantast, wenn man will. Aber kein in's Blaue schwärmender, sondern vielmehr ein mit unermüdlicher Zähigkeit und hellem Opfermuth auf ein festes Ziel gerichteter. Italien war der Traum seiner Nächte, wie der Gedanke seiner Tage. Wenn er sich in seiner späteren Zeit mitunter schwatzhaft in dem Nebelheim herumtrieb oder vielmehr herumtreiben ließ, allwo die „Universalrepublik“, der „Weltmenschheitsbund“, die „Vereinigten Staaten von Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien“ oder dergleichen grellbunte Fabelvögel mehr umherflattern, so war das eben eine Altersschwäche. In den Tagen seiner Kraft und seines Könnens war er ein Patriot, der allzeit und überall Italien suchte. Dieses Ziel zu sehen und zu finden, dazu reichten seine Gaben aus. Den vielverschlungenen und bösverknoteten Fäden der europäischen Politik geduldig nachzuspüren um schließlich eine richtige Lösung oder Neuverknüpfung zu finden, das war nicht seine Sache. Er ist ja all sein Lebtag für das Zerhauen der Knoten gewesen. Daß es aber solche Knotenzerhauer doch auch geben müsse in dieser unserer knotenvollen Welt, werden selbst Bekenner des Weder-Fisch-Noch-Fleischliberalismus nicht unbedingt bestreiten wollen.

Im Vorstehenden ist darauf angespielt worden, daß Garibaldi mitunter, und zwar besonders in seinen älteren Tagen, fatalen Einflüssen zugänglich gewesen und das Opfer einer beklagenswerthen Lenksamkeit geworden sei. Jedermann weiß, daß zweideutige oder vielmehr unzweideutige Macher und Streber die Phantasie, die Begeisterung, die Gutmüthigkeit des Mannes irreleiteten und missbrauchten, um ihn das machen zu lassen, was man, wenn man wahr sein will, nicht anders nennen kann als dumme Streiche. Wie verträgt sich nun aber diese Bestimmbarkeit damit, daß man, wie oben schon gethan worden, den Irrgänger von Aspromonte füglich und schicklich doch mit dem alten Horaz einen „tenacem propositi virum“ nennen darf? Gerade so, wie sich der Widerspruch mit dem Widerspruch in jedem

Menschen verträgt. Wo war, wo ist, wo wird einer sein, der von sich mit Recht rühmen dürfte, daß er niemals „zwei Seelen" in seiner Brust wohnen gefühlt hätte? Wenigstens bedeutende Menschen werden dieses häufig genug wiederkehrende Gefühl der Zweiseeligkeit nicht ableugnen können, sondern allenfalls nur ganz gewöhnliche Leute, Famuli Wagners Söhne u. Komp.

So konnte es kommen, daß der König Viktor Emanuel, halb im Scherz halb im Zorn, den großen Freischarenführer seinen „lieben Büffelschädel" nennen durfte, um das halsstarrige Drauf- und Durchfahren desselben zu bezeichnen, während zur gleichen Zeit Gesellen der vorhin erwähnten Sorte dem guten „Büffelschädel" den Leitstrick durch die Nase zogen. An diesem Leitstrick ist er auch im Jahre 1870 auf den Schauplatz seines letzten, in mehr oder weniger großem Stil unternommenen Abenteuers gezogen worden, welches so kläglich verlief und mit dem undankbaren Fußtritt endigte, den die französische Nationalversammlung am 13. Februar von 1871 dem alten Helden gab, welcher zu spät erkannt hatte, daß es zweierlei wäre, gegen neapolitanische oder aber gegen deutsche Soldaten zu Felde zu ziehen. Deutsche von gesundem und kräftigem Nationalgefühl werden Mühe haben, dem Andenken Garibaldi's die Don-Quijoterie von 1870 zu verzeihen. Aber trotzdem muß man anerkennen, daß dieser Narrenstreich des Mannes, was seine Person anging, so ehrlich und selbstlos gemeint war wie irgendeiner der vom Helden des Cervantes gethanen Narrenstreiche. Und wenn weiter uns kaltblütigen Nordländern das Theatralische, Opernhafte, um nicht zu sagen Seiltänzerische der Ausstaffirung und des Auftretens Garibaldi's gar störsam vorkommen muß, so sollten wir billig bedenken, daß Südländer derartige Aeußerlichkeiten subjektiv und objektiv ganz anders ansehen und werthen als wir, die wir unter dem ewiggrauen Himmel unseres „gemäßigten" Klima's uns ja nur mit Mühe ein bißchen Farben- und Formensinn zu bewahren vermögen.

2.

Giuseppe Garibaldi ist in den Anschauungen und Strebungen des italischen Karbonarismus aufgewachsen, welcher auf die Geschicke Italiens von so bedeutendem Einfluß gewesen. Er hat diese Anschauungen bis zuletzt festgehalten und demnach war er in innerster Seele Republikaner und Pfaffenfeind.

Stubengelehrte, welche sich, allen Lehren der Geschichte zum Trotz, die Entwickelung von Völkern und Staaten nur auf bureaukratischem, höchstens auf regelrecht-parlamentarischem Wege vorzustellen vermögen, haben über den Karbonarismus bekanntlich sehr abfällig geurtheilt — um so abfälliger, je weniger sie ihn kannten. Nun ist es ja wahr, daß der Karbonarismus viel Komödiantisches, Läppisches, Thörichtes, sogar entschieden Verwerfliches an sich hatte; aber nicht minder wahr ist es auch, daß er und nur er es gewesen, welcher das nach 1815 jeder Art von geistlicher und weltlicher Tyrannei unterworfene, zerrissene, durch heimische und fremde Zwingherrschaft niedergequetschte italische Volk wieder aufzurichten versuchte und aufzurichten wusste. Er vollbrachte das dadurch, daß er in dem Nationalcharakter angemessenen Formen den Kultus des Vaterlandes pflegte, den Glauben an das Ideal „Italien“ weckte und verbreitete und die gesammte gebildete Jugend zu dem Gedanken und Vorsatz erzog, für dieses Ideal Gut und Blut hinzugeben. Die Männer der ruhigen Bildung und friedlichen Entwickelung, die Balbo, Gioberti, D'Azeglio und ihre Gesinnungsgenossen, sie hätten niemals ein konstitutionelles Piemont, geschweige ein einheitliches Italien auch nur in Gedanken herzustellen vermocht, wenn ihnen nicht der Prophet des italischen Radikalismus, Giuseppe Mazzini, vorangewandelt wäre, alle empfänglichen Herzen mit dem unlöschlichen Feuer patriotischer Liebe und patriotischen Hasses erfüllend.

Nachdem Garibaldi in der Verbannung gelernt, sein Vaterland doppelt heiß zu lieben — Männer, deren Patriotismus echt, lernen das im Exil immer — und nachdem er sich auf den Meeren und in den Pampas von Südamerika den Ruf eines kühnen Kriegers und geschickten Führers erworben hatte, ist er im großen Sturmjahr 1848 zuerst auf die weltgeschichtliche Bühne getreten. Nicht mit Glück. Der italische-Republikanismus hatte auf Garibaldi's Freischarenführerschaft Hoffnungen gesetzt, deren Ueberstiegenheit in einem schreienden Mißverhältniß stand zu den Mitteln, über welche der General verfügen konnte. War doch die große Mehrzahl der italischen Patrioten viel zu klug, um nicht zu merken, daß, wie die Sachen lagen, die Idee der Vereinheitlichung ihres Landes nur mittels aufrichtigen Anschlusses an Piemont, d. h. auf monarchischem Wege zu verwirklichen wäre. Uebrigens blieb auch das vorerst noch ein frommer Wunsch; denn der alte Radetzky zeigte den Italienern den kriegerischen Meister in einer Weise, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. Der Sieger von Custozza — 1848, wie dann wieder 1866, ein Triumphfeld der Waffen Oestreichs — ließ schließlich durch den General D'Aspre die garibaldische Schar in die Schweiz hinüberjagen.

Freilich, während in Oberitalien Radetzky die schwarzgelbe Fahne mit dem habsburgischen Doppelaar auf den Dom von Mailand zurücktrug und in Unteritalien die bourbonische Pestilenz wieder in ihrer ganzen Grausigkeit grassirte, stieg der Stern des Republikanismus in Mittelitalien verheißungsvoll empor. Daß es nur ein Nebelstern, sollte bald offenbar werden. Die ephemere römische Republik vermochte nicht einmal mit der ephemeren florentinischen zu einem Zusammenschluß zu gelangen. Bald auch drohten vom Norden her die Oestreicher, vom Südosten her die Neapolitaner und in Civitavecchia landeten 30,000 Franzosen, welche der Pseudo-Bonaparte, der die Pseudo-Republik Frankreich in seinen Kaiserschnappsack zu stecken sich anschickte, gesandt hatte, um den entflohenen Papst wieder auf den

Stuhl Petri zu setzen und den Kirchenstaat wieder herzustellen — ein echt französisches Stücklein, eine prächtige Illustration der Viktor-Hugo'schen Bombastphrasen von der Völkerbrüderlichkeit und Kosmopolitik der Gallier! Solcher Illustrationen gibt es bekanntlich eine Menge, aber darum hören Schwachköpfe und Ignoranten doch nicht auf, an den bezeichneten Bombast zu glauben.

Die Vertheidigung Roms gegen die völkerbrüderlichen Franzosen macht, zusammen mit der Vertheidigung Venedigs gegen die Oestreicher bei weitem das Beste und Größte aus, was das republikanische Kredo dazumal, in den Jahren 1848—49, vollbracht hat. Es war bedauerlich, daß nicht Garibaldi den obersten Heerbefehl in dem berannten und belagerten Rom führte, sondern daß Mittelmäßigkeiten wie Avezzana und Roselli den Kommandostab hatten. Wäre Garibaldi Obergeneral gewesen, so würde — hat man behauptet — die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs nicht gefehlt haben. Dem ist nicht so. Eine Möglichkeit, die Waffen der isolirten römischen Republik von 1849 über die ungeheure Uebermacht der Franzosen, Neapolitaner und Oestreicher triumphiren zu machen, war von vornherein ausgeschlossen. Es konnte sich nur darum handeln, die Ehre dieser Waffen aufrecht zu halten bis zum Aeußersten, und daß die von Garibaldi geführte „Legion“ das gethan, steht fest. Wir besitzen hierfür ein Zeugniß, dessen Wahrhaftigkeit nie die leiseste Anzweiflung gestattet hat, das Zeugniß eines Augen- und Ohrenzeugen, welcher zugleich ein in erster Reihe Mithandelnder war. Es ist unser trefflicher, leider vorzeitig hingegangener Gustav von Hoffstetter gemeint, dessen Tüchtigkeit und anspruchslose Liebenswürdigkeit gewiß bei allen, welche ihn gekannt haben, in bestem Andenken stehen. Dieser deutsche Officier hat den ganzen römischen Kampf von 1849 als einer der Führer desselben mitgemacht und nachmals ebenso schlicht wie genau und anschaulich diese denkwürdige geschichtliche Episode geschrieben („Garibaldi in Rom; Tagebuch aus Italien“, 2. A. 1860).

Um Garibaldi hatte sich die edelste Blüthe italischer

Jugend gesammelt. In diesen jungen Männern, welche großentheils den gebildetsten, begütertsten, im besten Sinne vornehmsten Familien entstammten, pulsirten die Feuergedanken, welche Giacomo Leopardi in seinem hochherrlichen Canto „An Italien“ ausgeströmt hatte. Viele dieser jungen Helden haben die Echtheit ihrer Vaterlandsliebe mit ihrem Herzblut besiegelt. Ich wüßte nicht, daß zu irgendeiner Zeit und unter irgendeinem Volke auf dem Altar des Vaterlandes edlere Opfer geblutet hätten als ein Eugenio Manara oder ein Emilio Morosini. Manara, aus der Fülle aller Glücksgüter und jungen Eheglückes nach Rom geeilt, um für Italien zu kämpfen, einer der tapfersten sowohl, wie auch begabtesten und militärisch gebildetsten Führer, wurde, kaum fünfundzwanzigjährig, am 30. Juni bei der Villa Spada von einer Franzosenkugel tödtlich getroffen. Seine letzten Athemzüge verwandte er darauf, seinen schmerzerfüllten Waffengefährten zu sagen: „Tröstet meine Frau und bringt ihr diesen meinen letzten Gruß: sie soll unsere Kinder in der Liebe zum unglücklichen Vaterland erziehen und, sobald sie stark genug sind, ihnen die Waffen zur Befreiung Italiens in die Hände geben.“

An demselben Junitag von 1849 fiel auch Morosini, ein Apoll an Jugendschönheit, noch nicht zwanzig Jahre alt. Als er ein Jahr zuvor in Oberitalien als Freiwilliger zur italischen Fahne eilen gewollt, hatten seine Schwestern die Mutter flehentlich gebeten, den zärtlich geliebten Bruder nicht ziehen zu lassen. Aber die edle Italerin: „Ich gebe dem Vaterland das Beste, was ich habe, meinen einzigen heißgeliebten Sohn.“ Als Hoffstetter später die kummervolle Mutter aufsuchte, sagte sie ihm, sie habe nur den Trost, zu wissen, daß ihr Emilio heldisch gestritten und gestorben. Eine Nation, fürwahr, welche solcher Mütter und solcher Söhne sich rühmen darf, braucht nie zu verzweifeln. Wenn aber Garibaldi, wie durch unzählige Beispiele erwiesen ist, gerade auf die reinsten und selbstlosesten unter seinen Landsleuten, auf so herrliche Menschen wie Manara und Morosini einen magisch-mächtigen Einfluß

übte, so liegt hierin, sollt' ich meinen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er ein großer Mann war. Allzeit und überall ist nur wenigen Auserwählten eine solche elementare Macht über Menschen gegeben. Dem italischen Vorfechter kam hierbei noch etwas zu statten: das glückliche Naturell seiner Landsleute. Wo der Italiener liebt, ist seine Liebe voll; wo er hasst, ist sein Haß ganz. Das leidige deutsche Laster der Nörgelei kennt er nicht. Die süßsaure Anerkennung, das halbe Lob, der flaue Tadel, diese schlechten deutschen Gepflogenheiten sind nicht seine Sache. Dem Neide, der Ohnmacht und der Mittelmäßigkeit werden seine Frechheiten jenseits der Alpen nicht so leicht nachgesehen wie diesseits. Es ist charakteristisch, daß italische Zeitungen, welche notorisch im Sold und Dienst des Vatikans stehen, das Ehrliche wie das Schicksalsmächtige in der Persönlichkeit Garibaldi's anerkannt haben. Nur deutsche und französische Pfaffenblätter haben in gemeiner Weise ihn verleumdet und verlästert.

Unser Gewährsmann sah den General zum erstenmal am 6. Mai von 1849. „Ruhig und fest saß er zu Pferde, als wäre er darauf geboren, ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krämpe und schwarzer Straußfeder drängte sich das braune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckte zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Bluse flatterte der kurze, weiße amerikanische Mantel." Zuerst staunte der gute Hoffstetter nicht wenig über diesen „sonderbaren Aufzug". Aber der Gesammteindruck, welchen er von der Erscheinung des Generals empfing, war doch der, daß er einen Mann vor sich habe, „welcher zum Befehlen geboren sei".

Wie richtig dieser Eindruck gewesen, hatte unser Zeuge bald zu erhärten Gelegenheit, als er Garibaldi's Streifzüge gegen die Soldaten des Rè Bomba in der Umgebung von Rom mitmachte und mitfechtend beobachtete, wie der General die Gefechte bei Velletri, Frosinone, Palestrina und Anagni vorbereitete, anordnete und durchführte, „mitten im dichtesten

Feuer, der empfangenen Wunden nicht achtend, kaltblütig im Führen, feurig im Fechten“.

Mit der Gefahr in Rom wuchs auch das militärische Talent und die Thatkraft Garibaldi's. Er vornehmlich war es, welcher das Eindringen der belagernden und bombardirenden Franzosen in die Siebenhügelstadt bis zur letzten Möglichkeit verhinderte. Er hat auch nicht kapitulirt, als die römische Republik dem pseudobonaparte'schen Banditenstreich erlag. Er fasste den kühnen Entschluß, mit den Trümmern seiner Legion quer durch Italien sich zu schlagen, Franzosen, Neapolitanern und Oestreichern zum Trotz, um, wo möglich, dem belagerten Venedig eine Verstärkung zuzuführen. Er machte seinen Waffengefährten kein Blendwerk vor, als er sie einlud, das verzweifelte Abenteuer zu wagen. Er sagte schlichtwahr zu ihnen: „Wer mir folgen will, dem biete ich Mühsäligkeiten, Hunger, Durst und alle Gefahren des Krieges.“ Etliche Tausende folgten ihm, und er rettete sie auf den Felsen von San Marino.

Das war freilich nicht „opportunistisch“ gesprochen und gehandelt, dafür aber heldisch, und am Ende aller Enden machen doch nicht die Opportunisten, sondern nur die Helden Geschichte.

3.

Die Präliminarien von Villafranca (11. Juli 1859), denen der Friedensschluß von Zürich (10. November) als eine bloße Formalität nachhinkte, hatten Italien unfertig, in Verwirrung und Gereiztheit gelassen. Der meineidige Decembermann in den Tuilerien glaubte ein wahres Wunderwerk von schlauer Staatskunst zuwegegebracht zu haben, als er nach den Tagen von Magenta und Solferino jählings einen Frieden schloß, welcher die Oestreicher im Festungsviereck und in Venedig, den Flüche speienden Pius in Rom,

den König Bomba in Neapel ließ, die Despoten Mittelitaliens auf ihre Thrönlein zurückzuführen versprach und alle diese widerhaarigen Elemente mit dem widerhaarigsten, dem um Mailand vergrößerten konstitutionellen Piemont, in eine italische Konföderation zusammenbinden wollte. Ein absurder Gedanke, der lächerlich gewesen sein würde, falls er nicht zu dumm war, um komisch sein zu können! Der Aushecker dieser Absurdität wähnte damit drei Fliegen mit einem Schlage getroffen zu haben: Er glaubte erstens, mittels Schaffung dieser Missgeburt von einem geeinten Italien sich vor der Wiederholung einer Orsini'schen Bombenmahnung gesichert zu haben. Er glaubte zweitens, den Papst und somit auch die französische Klerisei auf's neue und fest sich verpflichtet zu haben. Er glaubte drittens, der Selbstsucht Frankreichs eine wirksame Schmeichelei dargebracht zu haben, indem er Italien so zerrissen und ohnmächtig ließ, wie es vorher gewesen. Man weiß ja, daß es von jeher das Dogma aller französischen Parteien war und bis zur Stunde blieb, Frankreich müsse schlechterdings ein zerstückeltes und machtloses Deutschland und ein zerrissenes und ohnmächtiges Italien zur Seite haben, um sich in aller Bequemlichkeit als „la grande nation“ aufspielen zu können.

Nun aber geschah wieder einmal etwas in der Welt, was den Beweis erbrachte, daß der Gedanke doch mächtiger sei als die materielle Gewalt, die Begeisterung weiser als die List und die Kraft des von einem großen Wollen und Wagen erfüllten Gemüthes stärker als alle Fädengespinnste und Maschenknüpfungen der Diplomatie. Ein Realpolitiker würde nie zu denken gewagt haben, was der Idealpolitiker Garibaldi im Jahre 1860 kurzweg that, indem er nach Sicilien jene „Tausend von Marsala“ führte, die in ihrer Art ein nicht minder ehrenvolles Gedächtniß in der Geschichte für immer sich gestiftet haben als vordem die dreihundert Spartiaten des Leonidas.

Grollend über die Abmachungen von Plombières, wo Cavour Savoien und Nizza an den Kaiser der Franzosen

verschachert hatte, um dessen Beistand gegen Oestreich zu erlangen, war Garibaldi aus dem turiner Parlament weggegangen. Er war dort überhaupt nicht an seinem Platze gewesen. Männer der That scheinen überhaupt nicht an ihrem Platze zu sein in diesen Versammlungen, welche ja namentlich während des letzten Jahrzehnts, als wären sie mit Blindheit geschlagen, so eifrig daran gearbeitet haben, das Ansehen und die Geltung des Parlamentarismus in den Augen der Völker abzuschwächen oder ganz zu ruiniren. Es gilt dies ausnahmelos von allen Parlamenten. Jammerfälig kleinliches Parteigezänke, leichtfertige Gesetzefabrikation und uferlose Rednerei haben diese Anstalten so herabgebracht, daß es begreiflich wird, wenn Leute, welche weder zu den dummen, noch zu den rückwärtsigen gehören, nachgerade zu der Meinung gekommen sind, es wäre für die Völker kein Unglück, so diese Paradeplätze der Zungenvirtuosität, der Grundsätzeverlotterung, der Eitelkeit, der Strohdrescherei und des Ränkespiels für eine Weile zugesperrt würden — falls eben nur der ungeheure Dampfkessel, 19. Jahrhundert geheißen, des Schwatzventils entbehren könnte.

Das Jahr 1882 hat Enthüllungen gebracht, die ein helles Licht werfen auf die eigenartigen und wohlthuenden Beziehungen zwischen Garibaldi und dem König Vittorio Emanuele, welchem Italien so großen Dank schuldet. Der König-Ehrenmann („il rè galantuomo“) wie ihn Garibaldi zu nennen pflegte, hatte in seinem Wesen manche Aehnlichkeit mit diesem. Vor allen d i e, daß auch ihm Italien über alles ging. Nur kleine Seelen konnten die Meinung verlautbaren, der König sei durch eine kleinlichehrsüchtige Hauspolitik geleitet und getrieben worden. Er war vielmehr ein italischer Patriot, wie einen solchen Italien unter seinen Fürsten noch niemals gesehen hatte. Als zu Anfang des Jahres 1860 Garibaldi von dem Cavour'schen Schachergeschäft zu Plombières erfuhr, schrieb er am 17. Januar aus Fino nach Turin an den Oberst Türr: „Haben Sie die Güte, Seine Majestät zu fragen, ob die Abtretung Nizza's an Frankreich eine beschlossene Sache sei! Diese

Frage wird von meinen Mitbürgern" — (Garibaldi war bekanntlich 1807 in Nizza geboren) — „in dringender Weise an mich gerichtet. Antworten Sie sofort durch den Telegraphen! Ja oder Nein!" Türr begab sich in's Schloß und suchte eine Audienz nach. Der König, unbässlich, empfing ihn im Bette liegend, mit aufgekrämpelten Hemdsärmeln. Er ließ sich den Brief Garibaldi's geben, las denselben und sagte, die scharfen Augen auf Türr geheftet: „Durch den Telegraphen? Ja oder Nein? Sehr gut!" Dann nach einer kurzen Pause: „Nun denn, Ja! Aber sagen Sie dem General: Nicht allein Nizza, sondern auch Savoien! Und wenn ich mich entschlossen habe, die Heimat meiner Ahnen, den Stammsitz meines Geschlechtes dahinzugeben, so wird er sich wohl bequemen können, den Ort zu verlieren, wo er geboren ist." Endlich, nach einer abermaligen Pause, sagte der König noch in schmerzbewegtem Ton: „Ja, es ist ein grausames Geschick, daß ich und er für Italien das größte Opfer bringen müssen, welches man von uns verlangen kann." Italien hat bekanntlich seit 1850 viel Glück, außerordentlich viel Glück gehabt: sein größtes aber war, daß es zu gleicher Zeit einen Garibaldi, einen Cavour und einen Viktor Emanuel besaß.

Die unmittelbaren Folgen des Friedens von Zürich zeigten die angebliche Staatskunst Napoleons des Dritten in ihrer ganzen Nichtigkeit auf. Es folgte dann der frevelhafte Schwindel des mexikanischen Abenteuers, um den Anfang vom Ende der pseudobonaparte'schen Herrlichkeit zu markiren. Die Zustände in Italien waren unleidlich. Die Bestimmungen des züricher Friedens flatterten als werthlose Papierfetzen im Winde. Von dem Spottgebilde eines italischen Staatenbundes keine Rede! Die Bevölkerungen von Mittelitalien fielen mittels feierlicher Volksbeschlüsse dem König Viktor Emanuel zu, und die von Unteritalien und Sicilien lechzten nach Erlösung aus bourbonischer Pein. Die im Vatikan arbeitende Flücheſpritze goß nur Oel in das Feuer nationaler Begeisterung. Dieses Feuer im Geheimen zu schüren, war der im Januar 1860 nach

kurzer Unterbrechung wieder an's piemontesische Staatsruder zurückgekehrte Cavour eifrig bemüht. Zugleich wusste der große Minister dem Despoten in den Tuilerien, welcher Italien noch immer unter seiner Hand zu haben wähnte, ein Beschwichtigungsgaukelspiel von vollendeter Meisterschaft vorzumachen. Der Sohn der Hortense Beauharnais, welchen in den Tagen seiner Macht so viele feile Zungen und Federn für ein politisches Genie ausgegeben haben, war dazumal gerade so der Narr Cavours, wie er etliche Jahre später der Narr Bismarcks gewesen ist.

Aber alle diplomatische Kunst hätte doch nicht ausgereicht, der auf's Höchste gespannten Lage eine entschiedene und entscheidende Wendung zu geben. Es war wieder einmal ein Draufgänger und Durchfahrer vonnöthen, ein Knotenzerhauer, und der kam im April von 1860 von seiner Ziegeninsel nach der Villa Spinola unweit von Genua herüber. Diese Villa wurde das Hauptquartier zur Rüstung des Unternehmens, im Verlaufe dessen der Stern Garibaldi's zu seiner Zenithhöhe hinanstieg. Hier sammelten sich um den General alle die aus früheren Kämpfen mit dem Leben davongekommenen Führer der Rothhemden, die Bertani, Stocco, Bixio, La Masa, Cairoli, Crispi und andere manche. Es kam auch der Ungar Türr, etwas später der Deutsche Rüstow. Die Mannschaften eilten in kleinen Trupps, um Aufsehen zu vermeiden, herbei, viele der besten Männer und Jünglinge Ober- und Mittelitaliens, fast lauter gediente und erprobte „Bersaglieri“, und bald war das „Tausend“ voll. Nach Sicilien sollte die kühne Kriegsfahrt gehen. Dort sollte der Hebel angesetzt werden zum Sturze des Bourbonenthrons in Neapel, zur Vernichtung der Priesterherrschaft in Rom, zur vollen Lösung der italischen Einheitsfrage, zur endlichen Verwirklichung der stolzen Losung von 1848: „Italia farà da se“.

Es steht fest, daß Garibaldi sein kühnes Wagniß hätte weder vorbereiten noch durchführen können, so die turiner Regierung dasselbe nicht stillschweigend gebilligt und so der italische „Nationalverein“, also die konstitutionell-

monarchische Partei, das Unternehmen nicht ausgiebig unterstützt hätte — selbstverständlich in der Meinung und Absicht, daß die Sache zum Vortheil der Monarchie ausschlagen sollte und müsste. Cavour wusste demnach um alles. Die ihm zugetheilte Rolle in diesem neuen Aufzug des Drama's der italischen Bewegung war sicherlich eine ungeheuer schwierige. Er sollte den anerkannten Bannerherrn des italischen Republikanismus in einem Unternehmen, das hochroth den republikanischen Stämpel trug, gewähren lassen, ja sogar unter der Hand fördern. Zugleich aber sollte er sich fertigmachen, im gegebenen Augenblick mit überlegener Macht einzugreifen, um die von Garibaldi erlangten Erfolge zum Vortheil der Monarchie auszubeuten und überhaupt der ganzen Sache eine nationale zwar, aber entschieden monarchisch-dynastische Wendung zu geben. Endlich musste er gleichzeitig den ganzen Apparat diplomatischer Kniffe und Pfiffe, worüber er verfügte, in Anwendung bringen, um den Argwohn des Verbrechers vom 2. December einzulullen, wenigstens soweit, daß Frankreich von einer thatsächlichen Einmischung in den Gang der Dinge auf der apenninischen Halbinsel abgehalten werden könnte. Erfolganbeter haben natürlich den Minister um dieses Doppel- oder Tripelspiels willen gepriesen, weil es eben Erfolg hatte. Altfränkische Menschen jedoch, welche des bescheidenen Dafürhaltens sind, daß es nicht nur im privatlichen, sondern auch im öffentlichen Leben etwas wie Moral geben sollte, werden es sehr begreiflich finden, daß die Papalini, die Borbonici und die Austriaci in ganz Italien den ministerlichen Doppel- und Tripelspieler keineswegs einen „gran uomo“, wohl aber einen „gran birbante“ nannten. Mit Garibaldi war es etwas ganz anderes. Von dem wusste alle Welt, daß er kein doppeltes Spiel spielte. Der ging nicht zickzackig, sondern gradaus. Da es kein Italien geben konnte, sei es ein Reich Italien, oder eine Republik Italien, so lange der Thron der Bourbons in Neapel und der Stuhl Petri in Rom stand, so mussten seiner Meinung zufolge diese beiden hinderlichen Möbel umgeworfen, zer-

schlagen und weggeschafft werden. In Stunden kühnsten Hoffens mochte der General wohl auch mit der Vorstellung sich tragen, daß die Erschütterung, welche der Sturz dieser beiden Thronstühle hervorbringen würde, gewaltig genug wäre, um noch einen dritten ins Wanken und zum Fallen zu bringen, den des nachgemachten Bonaparte an der Seine, auf welchen Garibaldi mit nicht geringerem Abscheu blickte, als mit welchem etwa in Alt-Eran strenge Ormuzdbekenner auf den Ahriman und seine Dews hingesehen hatten. Uebrigens ist auch behauptet worden, Cavour hätte das sicilische Abenteuer des großen Freischärlers nur darum unter der Hand unterstützt, weil er gehofft hätte, der unbequeme Idealpolitiker würde in diesem Abenteuer zu Grunde gehen. Ein auch nur halbwegs bindender Beweis für diese Behauptung ist aber nicht beigebracht worden, und Cavours zweifelloser Patriotismus verbietet, daran zu glauben. Dagegen ist erwiesen, daß Garibaldi wenigstens stillschweigend damit einverstanden war, es müsste die nach vielen Weiterungen zwischen der republikanischen und der monarchischen Partei vereinbarte Losung des Unternehmens sein: „Das Italien der Italiener, geeint unter der konstitutionellen Krone Viktor Emanuels!“ und Cavour wusste dafür zu sorgen, daß diese Losung eingehalten und verwirklicht wurde.

Der Verlauf des großen Abenteuers von 1860 ist allbekannt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai schiffte sich Garibaldi im Hafen von Genua auf zwei, zum Schein gewaltsam weggenommenen Dampfern mit seinem „Tausend“ — (eigentlich 1067) — ein und am 11. Mai landete er zu Marsala an der Westküste Siciliens. Drei Tage später erklärte er sich zum Diktator der Insel „im Namen Viktor Emanuels, des Königs von Italien“. Auf dem Marsche gen Salemi begrüßte ihn ein begeisterter Mönch, Pantaleone, als den Erlöser seines Heimatlandes, geradezu wie einen Heiland und Messias. Es muß überhaupt als denkwürdig hervorgehoben werden, daß auf Sicilien die niedere Weltpriesterschaft und die Mönche ganz entschieden für die nationale Sache eintraten. Die

meisten der sicilischen Freischarenbanden, welche zur Fahne des Diktators eilten, wurden von Mönchen und Pfarrern geführt. Auch anderwärts hat ja die Geschichte der Umwandelung Italiens eine stattliche Reihe von Beispielen geliefert, daß italische Priester das Vaterland über die Kirche zu stellen wussten, und einer der edelsten Blutzeugen für die Sache der Einheit und Freiheit Italiens war jener Priester Ugo Bassi, welcher 1849 Rom gegen die Franzosen vertheidigen half und den dann beim Rückzuge nach San Marino die Oestreicher fingen und erschossen.

Am 15. Mai jagte Garibaldi bei Calatafimi die erste ihm entgegengestellte neapolitanische Truppenschar in die Flucht. Am 6. Juni war Palermo in seiner Gewalt. Am 28. Juli kapitulirte Messina. Am 19. August fuhr der General mit 5000 Mann über die Meerenge nach Kalabrien. Am 21. hatte er Reggio. Daß bei Salerno stehende Heer König Franz des Zweiten lief vor dem „Rothen Teufel" davon. Am 1. September brach Garibaldi von Cosenza gegen Neapel auf. Am 6. floh der Bourbon aus der Hauptstadt. Am 7. hielt der „Rothe Teufel" seinen Triumpheinzug unter einem so wahnsinnigen Volksjubel, wie er nur am Fuße des Vesuvs ausbersten kann.

Dieser 7. September von 1860 war der eigentliche Höhe- und Glanztag in Garibaldi's Dasein. Auf so einer Höhe und in solchem Glanze lange sich zu halten, ist aber dem Menschen nicht gegeben. Von jenem Tag an ging die Laufbahn des Generals nicht mehr aufwärts, sondern abwärts. Den Bourbonenthron in Neapel hatte er umgeworfen, aber sein Vorsatz, auch den Stuhl Petri in Rom umzustürzen, blieb eine Phantasie. Den staatsmännischen Forderungen der Lage zeigte er sich nicht gewachsen. Sein Talent für die Organisation und den Betrieb des Civildienstes war gleich Null. Berufene Urtheiler haben auch gemeint, Garibaldi wäre zwar groß im kleinen Kriege gewesen, aber klein im großen. Eine Armee von 100,000 oder auch nur von 50,000 Mann zu führen — wohlverstanden einem tüchtigen Gegner gegenüber — sei weit über

sein Vermögen gegangen. Die überlegene Geisteskraft und Geschicklichkeit Cavours hat er thatsächlich zugestanden und anerkannt. Denn er machte ja keinen Versuch, zu verhindern, daß der piemontesische Minister in seiner Art das von Garibaldi heroisch angefangene Unternehmen diplomatisch und militärisch zu Ende brachte. Die Einheit Italiens war hergestellt, Rom und Venedig ausgeschlossen. Das blieben freilich zwei offene und schmerzhafte Wunden, wie an dem neuen italischen Staatskörper, so in der Seele Garibaldi's, und man kann sich leicht vorstellen, welchen bittern Groll er in sich bemeistern musste, bevor er die Stimmung fand, so herzlich, wie er that, den ihm auf der Walstatt am Volturno begegnenden Viktor Emanuel als „Rè d'Italia“ zu begrüßen. Dann kehrte er arm, wie er gekommen, mit leeren und reinen Händen nach seinem Eiland Caprera zurück, er, dem als Diktator Siciliens und Neapels die Reichthümer dieser Länder monatelang zur Verfügung gestanden hatten.

Und nun begannen Alter und Krankheit ihre traurigen Rechte an dem Manne geltend zu machen, für dessen Ruhm es gut gewesen wäre, so er nach seiner Heldenfahrt von 1860 gestorben. Es war ihm ja nur noch gegeben, Missgriffe zu thun und Fehlschläge zu erleben: — Aspromonte, Stelvio, Mentana. Dann die Thorheit der Thorheiten, aus Gründen der Vernunft, der Sittlichkeit und der Politik gleich verwerflich, die Narrenfahrt nach Frankreich i. J. 1870, zum Dank dafür, daß die Deutschen so eben den Italienern die ihnen durch die Franzosen so lange versperrten Thore Roms von Sedan her aufgeschlossen hatten. Auch sonstige Altersschwächen des Alten von Caprera machten sich unangenehm bemerkbar.. So seine mehr oder weniger absonderlichen mündlichen und schriftlichen Stilübungen, so seine hetzenden Zurufe an die italischen Republikaner, während er sich doch von der italischen Monarchie eine Jahrespension von 100,000 Lire gefallen ließ.

Aber alle diese Mängel, Schwächen und Fehle waren weggewischt aus dem Gedächtniß der Menschen, als der

elektrische Draht über und um den Erdball die Botschaft blitzte, daß Garibaldi am 2. Juni 1882 in seinem bescheidenen Haus auf Caprera gestorben sei. Da wurde offenbar, daß die Gesellschaft von heute doch auch Stunden hat, wo sie noch an etwas Besseres glaubt als an den allmächtigen Kurszettel. Man fühlte, daß ein großer und guter Mann dahingegangen. Ja, Freunde und Feinde fühlten so. Es gereichte einem italischen Hauptorgan der päpstlichen Kurie, der „Voce della Verità“, wahrlich nur zur Ehre, daß sie dem Papstbekämpfer diesen Nachruf widmete: „Mit Garibaldi verschwindet einer der größten Männer der Revolution, einer der größten Gegner des Papstthums. Wir beugen die Stirne vor der Majestät des Todes und erinnern uns der Worte des göttlichen Lehrers: ‚Liebet eure Feinde!‘ Wenn Garibaldi der heftigste Feind der Kirche gewesen, so war er zugleich auch der loyalste. Er bekämpfte die Kirche mit offenem Visir und kannte keine Heuchelei.“ Von allen Huldigungen aber, die dem lebenden und dem todten Helden dargebracht worden sind, dürfte wohl die edelste jene Strophen sein, welche ihm der genialste Poet, den Italien seit dem Hingange Manzoni's, Leopardi's und Giusti's vorgeschickt, Giosuè Carducci, geweiht hat ....

„Fern vom gemeinen Kreise der Seelen ruft
Dich die Geschichte stralend zu jenen Höhn,
Zu jenem fleckenlosen Kreise,
Unter des Vaterlands heim'sche Götter.

Du kommst, und Dante spricht, zum Vergil gewandt:
‚Wir haben niemals edleres Heldenbild
Ersonnen.‘ Livius sagt lächelnd:
‚Er ist geschichtlichen Stamms, o Dichter!

Die zähe Kühnheit dieses Liguriers
Gehört Italiens Bürgergeschichte an;
Sie ruht im Rechte, strebt nach Hohem
Und sie verklärt sich im Idealen.‘“

Ja, das ist's! Im Idealen hat Giuseppe Garibaldi gelebt und gewebt. Der Glaube an das Ideal, welcher

seine selbstlose Seele bis in die letzte Falte füllte, war seine Stärke. Er war, was Göthe mit einem jener Worte, wie nur er sie zu finden wusste, bezeichnen und kennzeichnen wollte, eine „Natur“ — eine wahre und wirkliche Heldennatur. Unter ihm lag tief, wie unter unserm Helden Schiller, „in wechsellosem Scheine das Gemeine“. Sein Tod hat eine ungeheure Lücke gerissen. So weit ich überallhin die Blicke schweifen lasse, ich sehe Keinen, der ihn ersetzen könnte.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte[1]).

Uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n.
Hyperions Schicksalslied.

1.

Napoleon hatte doch wohl nicht so ganz unrecht, wenn er die Geschichte eine „fable convenue" nannte. Denn auch heute noch erscheint sie nur allzu häufig als eine stillschweigende Uebereinkunft, Dinge für wahr zu halten, deren Falschheit entweder schon erwiesen ist oder unschwer zu erweisen wäre. Die Leute werden nie aufhören, das Geschehene — auch das vollständig Fest- und Klargestellte — durch die Brillen ihrer Liebhabereien, Vorgefassttheiten, Einbildungen und Parteimeinungen anzusehen. Ebenso das Geschehende, und das Wirrsal gegenwärtiger Parteilichkeiten trübt dann nothwendig auch die Anschauung der Zukunft. Die „absolut objektive" Historik, allwovon dermalen so viel geschwatzt wird, ist darum auch nur eine „fable convenue", wie, wenn nicht die Schüler, so doch die Meister der Schule recht wohl wissen. Die stilistische Erkünstelung dieser Fabel führt aber leicht zu jener sittlichen, d. h. unsittlichen

---

1) „1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte". Von Karl Biedermann. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottländer, 1881—82.

Lässigkeit und Stumpfheit, vermöge welcher die „absolut objektive“ Geschichtschreibung nicht wenig, sondern viel zu der Verwirrung und Verkehrung der Vorstellungen und Begriffe beigetragen hat, welche ein Grundübel unserer Zeit ist. Die Einführung der leichtfertigen, ja geradezu sündhaften Maxime der Frau von Staël: „Tout comprendre c'est tout pardonner“ — in die Historik war von den bedauerlichsten Folgen. Man stellte dem Historiker so zu sagen die Aufgabe, er müsste sich bemühen, die Halunken und Bösenwichte der Vergangenheit zu begreifen, um den Halunken und Bösenwichten der Gegenwart alles verzeihen zu können. Schließlich kam noch die Naturwissenschaft daher und dekretirte durch den Mund eines Professors der Physiologie, der Sitz der sogenannten Moral sei im „Hinterhauptlappen“. Wo der zu kurz, käme auch die Moral zu kurz. Folglich müsste, wer einen zu kurzen Hinterhauptlappen hätte, ein Verbrecher werden. Folglich hieße den Hinterhauptlappen begreifen, alles Scheusälige verzeihen, und so weiter in der Litanei des Blödsinns, von welcher umschwirrt unsereinem nichts mehr übrig bleibt, als resignirt zu sagen:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.“

Es beruht auf naheliegenden Gründen, wenn Adepten der ars perveniendi sich hüten, die jüngere oder jüngste Vergangenheit einer historischen Beleuchtung zu unterziehen. Die ungeheure Konkurrenz auch auf den wissenschaftlichen Gebieten macht es, namentlich in Deutschland, jungen Leuten immer schwieriger, zu einer gesicherten Existenz zu gelangen. Wenn wir also die Verhältnisse nicht von der Aetherhöhe des Idealismus, sondern vom gemeinen Boden der Wirklichkeit aus ansehen, so müssen wir es nicht allein begreiflich, sondern auch verzeihlich finden, wenn junge der Historiographie Beflissene vor Materien sich scheuen, deren Behandlung, falls diese keine bedientenhafte sein will, sie auf ihrer Laufbahn gewiß nicht fördern würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Nur sollte man billig erwarten

dürfen, daß die strebsamen Herren es unterlassen würden, uns weismachen zu wollen, die neueste Zeit eigne sich überhaupt nicht zur historischen Behandlung, weil sie „noch lange nicht genug auf- und abgeklärt wäre".

Wenn nun, wie jeder weiß, schon die großen Historiker des Alterthums diesen Scheingrund nicht gelten ließen, um wie viel weniger sollte derselbe noch heutzutage vorgeschoben werden! Heutzutage, wo uns ja ganz andere Mittel der Kenntnißnahme, Prüfung und Feststellung zu Gebote stehen, als worüber die Alten zu verfügen hatten — heutzutage, wo gegenüber einer schlummerlosen, mit hunderttausend Augen und Ohren spähenden und lauschenden Presse das diplomatische Geheimnisseln geradezu lächerlich geworden ist — heutzutage, wo die Oeffentlichkeit ein Faktor, welcher gar nicht mehr ignorirt werden darf — heutzutage, wo nur noch mit Massen operirt werden kann, folglich an die Massen appellirt werden muß und demnach mittels Kabinettsränken und Diplomatenschwänken keine ausgiebige Politik, keine Geschichte mehr zu machen ist. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es in der Politik keine Ränke und keine Schwänke, keine Nasführungen und keine Uebersohrhiebe, keine Masken und keine Mysterien mehr gebe. Denn gewiß gibt es solche. Aber sie halten nicht mehr vor. Alles Munkeln im Dunkeln ist kurzlebig und kaum noch die Einfädelungen zu geschichtlichen Handlungen, geschweige diese selbst, vermögen sich für kurze Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Wie ist, beispielsweise zu reden, die Wichtigthuerei der Metternichtigkeit mit ihren diplomatischen Mysterien durch die Veröffentlichung der Memoiren Metternichs ad absurdum geführt worden!

Die Berechtigung des Historikers, seinen Vorwurf aus der jüngsten Vergangenheit oder aus der Gegenwart selbst zu wählen, ist einer vernünftigen Anfechtung demnach gar nicht ausgesetzt. Hochverdienstlich aber kann diese Stoffwahl werden, so sich damit gesundmenschenverständiges Urtheil, unbestechlicher Freimuth, unbeirrbarer Gerechtigkeitssinn und eine Darstellungsfähigkeit verbindet, welche anschaulich

und anregend schildert, Mark und Leben in die Gestalten, dramatische Bewegung in die Geschehnisse bringt, und sich wenig oder gar nicht darum kümmert, wenn Schulfüchse ihre Geistverlassenheit für Wissenschaftlichkeit ausgeben und behaupten — nämlich mittels ihrer Bücher — Unlesbarkeit und Gründlichkeit seien identisch und jedes richtige Geschichtewerk müsse von rechts- und zunftwegen eine gähnende Klio als Titelvignette führen.

Glücklicherweise hat der Verfasser des Buches „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“ nicht nach diesem Schulrecepte gearbeitet. Er besitzt auch in höherem oder niedrigerem Grade die Eigenschaften, welche vorhin namhaft gemacht wurden als erforderlich, um Geschichte so zu schreiben, daß sie anzieht, anregt, fruchtet und fördert. Er gibt ein gewissenhaftes Buch, gibt es so, daß man sich unschwer mit ihm verständigen kann, auch wo man seine Ansicht nicht zu-theilen vermag. Das Material ist mit umsichtigem Fleiße herbeigeschafft, klar gesichtet, reif durchdacht, die Verarbeitung planmäßig und sauber, der Stil getragen und gemessen, ohne der Frische und Wärme zu ermangeln. Den Grundton der Darstellung liefert der patriotische Optimismus, der sich aber mit wohlthuender Schlichtheit äußert und alles Phrasenhafte meidet. Um den Parteistandpunkt des Verfassers zu bezeichnen, muß man das den Ohren der jüngeren Generation wohl auch ganz unbekannte Wort „Gothanerei“ aus seiner Verschollenheit heraufrufen. Biedermann mag jetzt darüber nicht viel anders denken, als wir anderen schon vor Zeiten darüber gedacht haben. Jedenfalls tritt die Reminiscenz des Gothanismus in seinem Buche nicht zudringlich auf. Wie jedem echten Patrioten verschwindet auch ihm die Partei hinter dem Vaterlande. Ueber Einzelnheiten wird man mit ihm rechten können, sogar müssen, als Ganzes aber wird sein Werk mit lebhafter Theilnahme aufzunehmen und anzuerkennen sein. Es kann viel Gutes stiften, indem es den Deutschen dreißig der schicksalschwersten Jahre ihrer Geschichte aufhellt. Sie sollten doch endlich einsehen, daß man die Vergangenheit

kennen müsse, um die Gegenwart verstehen und die Zukunft ahnen zu können. Biedermanns Buch ist ein hellgeschliffener Spiegel, welcher die Geschehnisse von drei Jahrzehnten treu aufgefangen hat.

Lasst uns hineinsehen.

2.

Zuvörderst wird uns in rascher Rückschau die Zeit von 1815 bis 1840 vorgeführt. Es ist dies der unumgängliche Hintergrund, aus welchem jede Darstellung der neueren und neuesten Geschichte unseres Landes hervorzutreten hat. Ein düsterer Hintergrund fürwahr, mit bleierner Atmosphäre, erfüllt von den Miasmen der karlsbader Beschlüsse, des Franz- und Metternichtigen Kulturhasses, der „kalmirenden“ berliner Neunmalweisheit, der mainzer Centraluntersuchungskommission, der wiener Ministerconferenzen. Man braucht nur die Namen Gentz, Kamptz, Schmaltz und Tzschoppe zu nennen, um die ganze Verworfenheit und Jammersäligkeit jener Zeit zu verstehen, wo Deutschland nur noch als „geographischer Begriff“ erlaubt war und Preußen und Oesterreich nicht viel anderes gewesen sind als die Obergensdarmen des weißen Zaren auf dem Kontinent. Oder vielmehr der russische Obergensdarm war Oesterreich und der österreichische Untergensdarm war Preußen. Die Verekelung der Deutschen an ihrem Lande konnte unter diesen Umständen gar nicht ausbleiben und daraus erklärt sich die Wiederkehr des gedunsenen und verschwommenen Kosmopolitismus, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns grassirt hatte und in den dreißiger Jahren des 19. abermals grassirte. Schwärmen musste der Deutsche für etwas: das gehörte, wenigstens dazumal noch, zur deutschen Gemüthlichkeit und zur deutschen Lyrik.

Für seinen Bundestag oder für das „gemiathliche" Wienerdeutsch des Kaisers Franz oder für die „kalmirende" Potsdämischkeit konnte er anstandshalber doch nicht schwärmen und darum schwärmte er für die „heroischen" Griechen, für die „liberalen" Franzosen und für die „edlen" Polen. Ich erinnere mich aus meinen Universitätsjahren, daß ich von meinen Freunden wie ein fremdes Thier angestaunt wurde, als ich mal verlauten ließ, den Luxus der Weltbürgerlichkeit sollten wir Deutschen uns eigentlich doch erst dann gestatten, wann wir als Nation etwas vor uns gebracht hätten.

Die Bornirtheit und Brutalität des Absolutismus haben es auf dem Gewissen, wenn der mehr oder weniger große Haufen der deutschen Liberalen, vorab in Südwestdeutschland, nach der Julirevolution hoffende und wünschende Blicke rheinhinüber warf. Diese liberalen Kannengießer nach der Schablone „Rotteck" glaubten alles Ernstes an die lächerliche Lügenphrase von französischer Kosmopolitik, glaubten so sehr daran, daß ein patriotisches Wort von Johann Georg August Wirth, „er wollte im Fall eines Konflikts des liberalen Frankreichs mit dem absolutistischen Oesterreich und Preußen trotz seines Liberalismus immerhin lieber auf Seiten Preußens und Oesterreichs stehen, als den Franzosen auch nur ein einziges deutsches Dorf hingeben —" in den liberalen Kreisen Kopfschütteln und Befremden erregte.

Der pariser Julikrach von 1830 schlug doch so nachdrucksam in das berliner Kabinett, daß daselbst die Einsicht aufdämmerte, mit dem System der Kirchhofruhe-Politik ginge es nicht länger. Der Druck metternichtiger Vormundschaft hatte sich denn doch allzu spürbar gemacht, als daß er länger hätte ignorirt werden können. Man begann zu fühlen, wie weit man sich durch russische und österreichische Einflüsse von dem „nationalen Beruf" Preußens, wie solchen die Führer von 1813 verstanden hatten, habe abdrängen lassen. Man musste auch aller berliner Neunmalweisheit zum Trotz merken, daß die „Großmacht"

Preußen ohne Deutschland doch eigentlich in der Luft stände. Dazu kam noch das Drängen und Treiben vonseiten der materiellen Interessen, deren Entwickelung, gerade wie die der politischen deutscher Nation, durch die elende Missgeburt von Bundesverfassung unverantwortlich gehemmt worden war und deren Förderung der bedeutendste Volkswirthschaftslehrer, welcher bislang in Deutschland aufgestanden war, Friedrich List, dem Jammerding von Bundestag, dieser Satire auf eine Nationalvertretung, schon im Jahre 1821 vergeblich empfohlen hatte. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen zur Schaffung des deutschen Zollvereins durch Preußen (1833) der, obzwar noch für lange nur ein Stückwerk, als eine wahrhaft nationale That bezeichnet werden musste, weil er 23 Millionen Deutsche, welche bis dahin durch Zollschranken von einander getrennt waren, wenigstens handelspolitisch einte. Das Ausland erkannte und anerkannte die Wichtigkeit dieser Thatsache fast früher als das Inland. Die „großherzigen" Briten schielten sofort mit schlechtverhehltem Neid und unverhohlener Abgunst auf den deutschen Zollverein, während ein so berechtigter Urtheiler, wie der französische Nationalökonom Michel Chevalier war, in dem deutschen Zollverein „die merkwürdigste Erscheinung der Zeitpolitik und die Anfänge der Bildung eines neuen Schwerpunktes des europäischen Gleichgewichts" erblickte. Kurz nach der Stiftung des Zollvereins begann auch der Eisenbahnenbau in unserem Lande, welcher in seinem Vorschreiten bald zu erweisen vermochte, was Deutsche auf dem Gebiete der Kräftevereinigung und planmäßig geleiteten Selbstthätigkeit zu leisten im Stande wären. Es ist aber sicherlich eine der bekannten Ironieen der Weltgeschichte gewesen, daß dem „Volke der Denker und Dichter" der Gedanke seiner Einheit sich zunächst auf rein materiellem Wege zu verwirklichen begann. Denn, in Wahrheit, die erste artikulirte und praktische Antwort auf Arndts berühmte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" lautete: Der deutsche Zollverein. Das war freilich nichts weniger als das von dem fragenden Poeten ge-

forderte „ganze Deutschland“, aber es war doch einmal ein Stück Deutschland.

Mochte der Jobber-König Louis-Philippe schlaumaiern, wie er wollte und konnte, um die drei Julitage in den Geldsack der „liberalen“ Bourgeoisie zu eskamotiren, diese drei Tage hatten die Bleidecke, welche die heilige Allianz über den Kontinent hergespreitet, unwiederherstellbar durchbrochen. All das drängende, treibende Leben, welches unter dieser Decke nothvoll gekeimt hatte, quoll jetzt hervor, dürstend nach Luft und Licht. Zwar, was bei uns in deutschen Landen Politisches oder Quasi-Politisches geschah — hambacher Fest, frankfurter Hauptwacheputsch, ludwigsburger Lieutenantsverschwörung — gehörte eigentlich nur in die Annalen Schilda's. Kläglich anzusehen in seinem Beginn und Verlauf war auch der brutale welfische Verfassungsbruch in Hannover, woran als ein genau im Stile des ganzen Stückes gehaltener Epilog die Wiedereinschärfung des zuerst durch Luther gefundenen Dogma's vom beschränkten Unterthanenverstand durch den preußischen Minister Rochow sich anschloß. Aber kulturgeschichtlich genommen, machen die dreißiger Jahre eins der reichsten und inhaltvollsten Kapitel unserer Geschichte aus. Es wurde in Deutschland wieder einmal viel gedacht und gedichtet, darunter Vorzügliches, Bleibendes. Naturwissenschaft und Geschichteforschung empfingen neue Befruchtungen. Die hegel'sche Philosophie, aus den polizeistaatlichen Windeln, in welche der Meister sie eingeschnürt hatte, losgewickelt, wurde zu einem kräftigen Vorschrittsmotor. Die Junghegelingen traten aus dem Nebelheim abstrakter und abstruser Scholastik auf den festen Boden einer Opposition herüber, welche konkrete Objekte zu Angriffszielen nahm. Während die schneidig-kritischen Waffen von Christian Baur, Strauß, Bauer, Feuerbach der kirchlichen Tradition unheilbare Wunden schlugen, gingen Ruge und seine Mitstreiter in den „Halle'schen Jahrbüchern“ mit fliegenden Fahnen und schlagenden Trommeln zum Sturm auf das Bestehende im Staat und in der Gesellschaft vor. Die „kritische

Kritik", wie sie namentlich in der „heiligen Familie" Bruno Bauers kultivirt wurde, machte freilich mitunter absonderliche Sprünge und wähnte wunder was für Resultate erreicht zu haben, wenn sie da anlangte, wo andere vor nahezu hundert Jahren auch schon angelangt waren. So z. B., wenn Stirner (Schmidt) als der Weisheit letzten Schluß triumphirend verkündigte, Selbstsucht sei die wahre und einzige Triebfeder alles menschlichen Wollens und Thuns, was doch der Generalfinanzpächter Helvetius auch schon gewusst und gepredigt hatte, nur etwas kurzweiliger.

In die Nationalliteratur war während der zwanziger Jahre infolge der Nachäffung von Göthe's Altersschwächen eine gewisse kunstgreisenhafte Erstarrung gekommen. Auch von einer übelriechenden Atmosphäre, welche das rasch verprasselte Feuerwerk der Romantik hinterlassen hatte, könnte man sprechen. Unzweifelhaft waren es Börne und Heine, welche, unterstützt von den begabteren der sogenannten „Jungdeutschen", also namentlich von Gutzkow, jene Erstarrung brachen und diese Atmosphäre zerbliesen. Börne hat das Verdienst, die staatlichen Fragen und Probleme mittels seines Humors der Theilnahme seiner Landsleute nähergebracht, daneben jedoch den Fehl, schöngeistige Oberflächlichkeit in die politische Publicistik eingeführt zu haben. Heine erhob den Witz zu einer nationalliterarischen Macht, wie es eine solche Witzmacht in Deutschland bis dahin nicht gegeben hatte, und gab uns eine politische Satirik ersten Ranges. Aber im ganzen hat sein Dichten doch weit mehr zersetzend als schaffend gewirkt und war es gut, daß die hein'sche Witzpoesie Gegengewichte fand in dem wohl- und festbegründeten Ansehen, dessen Rückert und Uhland, Chamisso und Schefer, Eichendorff und Kerner, sowie, wenigstens bei Wissenden, der einsame Platen und der noch einsamere Grillparzer genossen, ferner in der Geltung, welche die den dichterischen Gesichtskreis der Deutschen so prächtig erweiterten Schöpfungen Freiligrath's und Sealsfield-Postels errangen, endlich in der freudigen Ueberraschung und begeisterten Theilnahme, womit die Lerchenlieder und Nachti-

gallenweisen begrüßt wurden, welche Grün und Lenau, zwei der edelsten Erscheinungen in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, aus dem chinesisch vermauerten Oesterreich nach Deutschland hinübersandten. Ein jüngeres Geschlecht von Poeten und Publicisten nahm dann alle die angeschlagenen Töne auf und führte sie mit allerhand Variationen weiter.

Aus alledem hatte sich eine Summe von Anschauungen und Stimmungen ergeben, welche ausreichte, das deutsche Leben nach verschiedenen Richtungen hin in rascheren Fluß zu bringen und darin zu erhalten. Das Bürgerthum hatte sich fühlen gelernt, der Liberalismus an dem konstitutionellen Formalismus der Mittelstaaten einen Rückhalt gefunden, der freilich weit weniger stark war, als er aussah. Auch der nationale Gedanke war mehr und mehr flügge geworden und begann seine Schwingen zu prüfen und zu proben, obzwar vorerst nur in Liedern und Reden. Zu seinem Wachsthum hat dann die Pflege, welche er in den zahlreichen Vereinen wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Art fand, zweifellos viel beigetragen. Insbesondere haben für seine Stärkung und Verbreitung unsere Sängervereine erfolgreich gewirkt. Die sangfrohen Deutschen sangen so lange vom deutschen Vaterlande, bis sich die Vorstellung davon in den weitesten Kreisen einschmeichelte. Das Vereinstreiben zeigt übrigens auch eine nicht zu übersehende Schattenseite: es verführte gar manche Leute dazu, die Zweckesserei und Zwecktrinkerei für Selbstzweck zu halten, bestärkte nicht weniger viele in der angeborenen leidigen deutschen Neigung zur Wirthshausbummelei und gewöhnte die Menge daran, leere Phrasen für volle patriotische Thaten zu halten.

Das Jahr 1840 brachte zwei unser Land tiefbewegende Ereignisse: den Thronwechsel in Preußen und die aus der orientalischen Frage chauvinistisch herausgebauschte französische Kriegsdrohung. Der kleine Thiers, als Hauptschöpfer der napoleonischen Mythologie überzeugt, er hätte einen General von napoleonischem Genie im Bauche, that sein großes Maul auf und schrie mit seiner dünnen Fistel-

stimme wüthend nach dem Rhein, d. h. nach den deutschen Rheinlanden. Auf diese Unverschämtheit gaben die Deutschen ein schlechtes Gedicht zur Antwort, das becker'sche Rheinlied, worauf die Franzosen ein noch schlechteres setzten, welches Alfred de Musset bei der Absynthflasche verbrochen hatte. Der gute Lamartine machte diesem glücklicher Weise nur in schlechten Versen geführten deutsch-französischen Krieg ein Ende, indem er uns den Zuckerwasserpokal seiner „Friedensmarseillaise" kredenzte. Etwas Gutes hatte aber der Rumor doch gehabt: er hatte gezeigt, daß sogar das bundestägliche Deutschland sich nicht mehr bieten ließe, was das Deutschland des regensburger Reichstages sich hatte bieten lassen.

Die Throngelangung Friedrich Wilhelms des Vierten hat, wie jeder weiß, in Preußen selbst und weiterhin in Nord- und Mitteldeutschland ebenso grundlose als überstiegene Vorschrittshoffnungen erregt und allerlei Reformwünsche hervorgelockt. In Südwestdeutschland glaubte niemand an das neue Heil, etliche grasgrüne Lyriker ausgenommen, welche dem neuen Könige vordudelten, als bedürfte es nur eines Machtspruches desselben und die deutsche Einheit und Freiheit wäre gemacht. Die Enttäuschung, sogar für grasgrüne Lyriker, ließ nicht auf sich warten; denn es hob ja jenes Regiment an, welches dem Schwager Zaren so genehm war und welches als ein „glorreiches" zu preisen unsere Römlinge vollauf Ursache hatten und haben. Schon die bekannten Berufungen von „Berühmtheiten" verursachten Kopfschütteln, dem rasch das Spottlachen folgte, als Schelling ganz im Stil eines richtigen Doctor Dulcamare in Berlin auftrat und so that, als hätte er das große Arkanum, das Lösungspulver für alle Räthselfragen des Daseins, in der Westentasche mitgebracht und als würde er dasselbe im nächsten Augenblick hervorziehen. Biedermann hätte hier Gelegenheit gehabt, das Xenion zu citiren, welches Strauß in den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843, S. 250) dazumal veröffentlichte[1]).

---

1) „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam,

Ich erinnere mich, zu jener Zeit ein Gespräch geführt zu haben mit einem katholischen Geistlichen, einem gescheiden und wissenden Manne, der mich jungen Menschen belehrte, von dem neuen Preußenkönig wäre Großes zu erwarten, denn zweifelsohne würde derselbe sein Volk in den Schoß der alleinseligmachenden Mutterkirche zurückführen und also endlich der für Deutschland so unheilvollen Glaubensspaltung ein Ende machen. Das war gar nicht so dumm, wie es etwa heute aussehen mag. Friedrich Wilhelm IV. war ja ein überzeugter Romantiker und von dem Bewußtsein seines Gottesgnadenthums und seiner königlichen Machtvollkommenheit bis in die Fingerspitzen erfüllt. Die logische Konsequenz der Romantik ist aber fraglos die Rückkehr in den Schoß der Alleinseligmachenden und ein romantischer Fürst von solchem Machtbewußtsein konnte wohl glauben, daß ihm sein Volk die Nachfolge auf dem folgerichtigen Wege nicht weigern würde. Friedrich Wilhelm IV. hatte jedoch zur Folgerichtigkeit nicht das Zeug. Nicht einmal zu konsequentem Denken, geschweige zu konsequentem Handeln. Wie alle Phantasiemenschen war er den Eindrücken des Augenblickes und der Stunde unterworfen und geneigt, Einfälle für Grundsätze zu halten. Allerdings blieb er immer Romantiker, aber Willkür und Fahrigkeit sind ja immanente Attribute der Romantik. Ein geistreicher, unterrichteter und redefertiger Mann, liebte er es, seine Persönlichkeit zur vollen Geltung zu bringen und seinen Witz leuchten zu lassen. Heute war Ludwig der Heilige sein Vorbild, morgen der alte Fritz. Im Grunde wohlwollend, konnte er sich vom Jähzorn zu den verletzendsten Ausbrüchen fortreißen lassen. Alle diese Gegensätze und Widersprüche

---

Ueber eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.
Denkt nur, aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof — — Ihr lächelt und
glaubt's nicht?
Fragt doch Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort
schätzt."

im Wesen und Gebaren des Königs mussten die Verwunderung, den Tadel und auch den Spott seiner Zeitgenossen herausfordern [1]). Das Unstäte, Gegensätzliche und Widerspruchsvolle dieser Persönlichkeit und dieses Regiments fand einen kennzeichnenden Ausdruck schon in der Art und Weise, wie der König seine intime Gesellschaft zusammensetzte. Zwischen Päpstlinge wie Radowitz, schleiermacher'sche Christen wie Bunsen, Pietisten wie Thile und Gerlach war der Atheist Humboldt hineingesprenkelt, welcher den Tag über in Sanssouci den beflissenen Höfling und Abends beim verstickten Diplomaten Varnhagen den verbissenen Demokraten spielte und da über dieselben Leute höhnte und schimpfte, vor welchen er etliche Stunden zuvor unterthänigst gedienert hatte — ein widerwärtigstes Bild aus der an solchen Bildern nur allzu reichen deutschen Gelehrtengeschichte.

Wir besitzen, beiläufig bemerkt, aus dem Munde von Bismarck eine Schilderung, welche die Hergänge in den „intimen Cirkeln" Friedrich Wilhelms IV. hochergötzlich illustrirt [2]). Sie könnte im Molière stehen und macht wie dem Humor so auch der Unbefangenheit des „ferreous chancellor" alle Ehre. Am Abend des 4. December 1870 erzählte derselbe im Hause der Frau Jessé in der Rue de Provence zu Versailles seinen Tischgenossen, wie Humboldt die Insassen der „intimen Cirkel" in Schlaf geschwatzt habe — („Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht!" warf der König in den unendlichen humboldt'schen Redestrom hinein). Einmal wäre einer dagewesen, welcher dem berühmten Gelehrten an Lunge und Zunge „über" war — also ein wahres Phänomen von Unerschrockenheit. Dreimal suchte Humboldt mit seinem „Auf dem Gipfel

1) Biedermann erinnert (I, 101) an ein bezügliches „boshaftes Epigramm", schreibt aber dasselbe irrthümlich Heine zu. Es ist von Dingelstedt und steht in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" (2. Aufl. 1842, S. 126).

„Zu guter Letzt ein klein Gasel — darf das ein wenig spitzig sein? —
Ein König, spricht's bescheiden aus, ein König soll nicht witzig sein!" u. s. w.

2) Busch, Graf Bismarck und seine Leute (1878), II, 79—80.

des Popokatepetl" — dem Wortführer in die Rede zu fallen, aber vergeblich. „Das war unerhörter Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe." Spuren dieser Wuth, sehr deutliche, zeigen die Briefe Humboldts an Varnhagen, sowie die „Tagebücher" des letzteren, welches zehnbändedicke Monument verletzter Eitelkeit bei urtheilsfähigen und außerhalb der Parteibornirtheit stehenden Menschen die Vorstellung von einem Mops erwecken konnte, musste, welcher, zu vorsichtig-feig zum beißen, sich mit dem Gedanken kitzelte, nach seinem Ableben boshaft-muthig aus dem Grabe herausbellen zu wollen.

3.

Jahr für Jahr sank die Regierung Friedrich Wilhelms IV. aus der Region romantisch-genialer Velleitäten mehr und schwerfälliger in die der ordinär-polizeistaatlichen Rückwärtserei hinab. Mitunter raffte sich aber doch der König wieder auf. Die große Theilnahme, welche die schleswig-holsteinische Sache überall in Deutschland gefunden, ließ auch ihn nicht unberührt. Er that sich ja bekanntlich bei jeder gegebenen oder gemachten Gelegenheit auf sein „Deutschthum" viel zu gut. Schade nur, daß von dieser Sorte Deutschthum die ungeheure Mehrzahl der politisch zurechnungsfähigen Deutschen nichts wissen wollte. Eine Verständigung zwischen der Anschauungs- und Empfindungsweise des Königs, welche zwischen Absolutismus und Feudalismus hin- und herirrte, und dem Liberalismus, der nun einmal die öffentliche Meinung beherrschte, war nicht denkbar, außer etwa für Kathedermänner, deren „kindlich' Gemüth" bekanntlich findet, „was kein Verstand der Verständigen sieht".

Indessen warf das in Frankreich und anderwärts in Europa sich ansammelnde Hochgewitter doch allzu drohende Wolkenschatten vor sich her, als daß man in Berlin derselben hätte nicht achten können. Gebieterisch machte das Gefühl sich geltend, daß der deutsche Bund, so wie er war, einen kräftigen Stoß von außen nicht ab- und auszuhalten vermöchte. Man ging daher daran, gemeinsam mit dem wiener Kabinet schüchtern und zaudernd zu versuchen, ob sich das wurmstichige Ding von Bundesverfassung, insbesondere auf der militärischen Seite, ein bißchen ausflicken und auflackiren ließe. Der Februarsturm von 1848, diesseits des Rheins rasch zum Märzsturm geworden, warf dieses Reform-Kartenhaus und andere über den Haufen und das sogenannte „tolle“ Jahr hob an.

Es ist hinlänglich bekannt oder könnte es wenigstens sein, wie kleine Menschen jene große Zeit vorfand, und ich werde mich wohl hüten, lange bei allen diesen Kleinheiten zu verweilen. Es ist genug, daß ich vordem in zwei ziemlich starken Bänden die Geschichte des „tollen“ Jahres zwar nicht „sine studio“, aber doch „sine ira“ geschrieben habe[1]). Daher sag' ich hier nur: das Jahr 1848 war die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit. Im einzelnen viel Aufwand von gutem Willen, von Enthusiasmus, von Geist sogar, jawohl, aber im ganzen alles mittelmäßig — Völker und Parlamente, Regierungen und Oppositionen, Vorschrittler und Rückwärtser, alles, alles. Eine mittelmäßigere Gesellschaft, als die Herren „Märzminister“ waren, läßt sich kaum denken. In der Paulskirche redeten oder schwiegen 118 Professoren, also hundert und etliche zu viel. Etwas Grotesk-Närrischeres als die Grundrechtezusammenplätzung durch die parlamentarischen Haruspices und Auguren ist weder beim Rabelais noch beim Swift zu finden. Der deutsche Liberalismus kam überhaupt dazumal als ins Quadrat erhobene Impotenz zum Vorschein. Diese doktri-

1) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Zweite vermehrte Auflage, 1875.

närische Stirnverbretterung! Diese Ideenarmuth, welche nichts anderes zu fassen und zu wollen wusste, als den parlamentarischen Humbug, welchen die englische Oligarchie von altersher treibt. Vergebens warf man den Herren ein, in Deutschland wäre ja zu einer solchen Oligarchie gar kein Material vorhanden. Sie hatten sich einmal ihren Mumbo-Jumbo von Konstitutionalismus zurechtgemacht und tanzten seelenvergnügt um diesen alleinseligmachenden Bovist herum. Der Radikalismus seinerseits suchte die Bewegung auf den Boden der Revolution hinüberzuputschen. Mit welchem kläglichen Mißerfolg, weiß jedermann. Auch das braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die grausame Rache, welche die siegreiche Reaktion überall an den besiegten sogenannten Revolutionären übte, ein unaustilgbares Brandmal deutscher Geschichte bleibt. Anderseits muß einen etwas wie Scham anwandeln, wenn man daran zurückdenkt, daß es eine Zeit gegeben, wo für eine Weile ein so guter Mensch und ein so schlechter Musikant, wie Friedrich Hecker war, das Idol von etlichen hunderttausend Deutschen gewesen ist. Ich meinestheils gehörte nie, nicht fünf Minuten lang, zu den „Heckerlingen“, sondern hielt den mittelmäßig beanlagten und sehr dürftig unterrichteten Mann nur für das, was er war, d. h. für das verwirklichte Ideal von einem Korpsburschen-Konsenior, und deßhalb bin ich berechtigt, ihm nachzusagen, daß er von einem antiken Volkshelden nichts hatte als den Bart und von einem modernen Freischaarengeneral nichts als den Schlapphut mit der rothen Feder.

Bei diesem Anlaß muß ich aber meinem Bedauern Ausdruck geben, daß Biedermann (I, 273) nicht verschmäht hat, die ebenso alberne als gehässige Parteilüge, der General Friedrich von Gagern wäre am 20. April 1848 im Treffen auf der Scheideck bei Kandern oder eigentlich vor dem Treffen durch die Freischärler (oder gar durch Hecker selbst) meuchlings erschossen worden, zwar nicht so bestimmt zu wiederholen, aber doch mittelbar und andeutungsweise. Er sagt schließlich: „Fest steht so viel, daß die Kugeln abge-

feuert worden, ehe der regelrechte Kampf begonnen hatte, also jedenfalls wider Kriegsgebrauch." Das ist nicht wahr! Nicht vor dem Treffen, nicht bevor der General, von seiner Unterredung mit Hecker zurückgekommen, wieder sein Pferd bestiegen hatte, sondern nachdem er dasselbe bestiegen und nach begonnenem, auf seinen bestimmten Befehl und unter seiner unmittelbaren Führung begonnenem Treffen ist Gagern getroffen worden, der allerdings ein besseres Loos verdient hätte, als in so einer Putscherei umzukommen. Die Parteilüge von der meuchlerischen Tödtung des Generals ist schon am 20. Oktober 1849 an einem Orte, wo, und durch einen Mann, für den es sich um Leben oder Tod handelte, so siegreich vernichtet worden, daß man glauben sollte, sie hätte nie wieder vorgebracht werden können. Der Mann war der ehrliche Hannes Mögling, welcher auf der Scheideck mit dabeigewesen, dann im folgenden Jahre bei Waghäusel zum Krüppel geschossen und am genannten Tage zu Mannheim vor das preußische Standgericht geschleppt wurde. In seiner Vernehmung nach den Hergängen im Treffen bei Kandern gefragt, machte seine Darstellung so ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit, daß der Vorsitzer des Kriegsgerichts, der preußische Major Baszkow, sich gedrungen fühlte, zu erklären, Mögling „solle versichert sein, das ganze Standgericht sei von der Wahrheit aller seiner Aeußerungen so überzeugt, daß es die bereit gehaltenen Zeugen gar nicht vorrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre" [1]). Dieser preußische Soldat hatte fürwahr ein ganz anderes Gefühl für Wahrheit als alle jene „liberalen" Jämmerlinge, welche nach der Katastrophe von 1849 nicht müde werden konnten, die in den Tod, in die Kerker und ins Exil getriebenen Parteigänger der „causa victa"

---

1) Ich habe in meinem „1848" (II, 74—86) eine auf genauester Prüfung der beiderseitigen Zeugnisse beruhende Schilderung der Geschehnisse auf der Scheideck gegeben. Jeder gerecht fühlende Urtheiler wird die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung anerkennen müssen.

mit Schadenfreudebezeigungen, mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen, auf daß die menschliche Niedertracht wieder einmal recht niederträchtig zum Vorschein käme.

Die letzten Akte der Tragikomödie von 1848, welche überall mit kleinen Mitteln große Zwecke erreichen zu können gewähnt hatte, bildeten der frankfurter September, der wiener Oktober und der berliner November. Das Finale spielte dann der Pariser December. Die Herren Reichsprofessoren und sonstige „Staatsmänner" arbeiteten derweil im Sankt Paul unverdrossen weiter an der Verfertigung der preußisch-deutschen Kaiserkrone. Ja, wenn das Ding im April von 1848 oder noch im Mai oder Juni schon fertig gewesen und nach Potsdam gebracht worden wäre! Dazumal wäre es wohl schwerlich zurückgewiesen worden, auch wenn der Uhlandsche „Tropfen demokratischen Salböls" daran geschimmert hätte. Im April von 1849 stand es anders, sehr anders. Schon am 13. December 1848 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an Bunsen, welcher ihm sieben Tage zuvor die Annahme der im Sankt Paul in der Mache begriffenen Kaiserkrone angerathen hatte, also geschrieben: „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die *aber*, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gottlob, nicht böſesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottesgnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen? Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, so bin *ich es und meinesgleichen*, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt" [1]). Die Kaisermacher der Pauls-

1) Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunsen, herausgegeben von L. v. Ranke, S. 233 fg.

kirche haben von dem Inhalt dieses Briefes zweifelsohne Kenntniß gehabt, denn Bunsen unterhandelte ja mit ihnen zu Anfang Februars 1849 in Frankfurt. Dennoch trugen sie den „imaginären, aus Dreck und Letten gebackenen Reif" am 3. April ins berliner Schloß und holten sich dort die bekannte königliche Ohrfeige in Worten. Sogar die Lakaien im Schlosse — ich meine die Lakaien im lakaienhaftesten Sinne des Wortes — waren unverschämt gegen die Abgeordneten des Parlaments, wie Biedermann (I, 407), welcher doch sonst den Tenor der Ohrfeige sehr herabmindert, zu gestehen nicht umhin kann.

Was dann noch in Sachsen, in der Pfalz und in Baden geschah, bewies zweierlei: Erstens, daß die Deutschen zum Revolutionmachen keinen Schick hatten, und zweitens, daß in Preußen dazumal Heer und Volk durchaus monarchisch gesinnt und nicht nationaldeutsch, sondern partikularpreußisch gestimmt waren. Ein Drittes, daß nämlich sogenannte „Volksheere" gegen organisirte und disciplinirte Armeen nicht aufzukommen vermöchten, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Nur Altburgern von Nubikukulien war und ist es ja gestattet, hierfür noch einen Beweis zu verlangen. Das Facit der zwei verworrenen Bewegungsjahre aber war: Die im März von 1848 so prächtig schillernd und verheißungsvoll aufgeschwebte riesige Seifenblase von der Mündigkeit und Selbstherrlichkeit der Völker ist geplatzt. Die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit schloß dann mit dem Triumph superlativischer Mittelmäßigkeit, denn das „Quos ego!" des Zaren Nikolaus, welches über Europa hinscholl, fand demüthige Nachachtung.

Nun kam die traurige Zeit, wo „der Starke muthig zurückwich" — von Erfurt bis Warschau, von Bronnzell bis Olmütz, die Zeit der Exhumirung der Bundestagsmumie und der pseudobonaparte'schen „Gesellschaftsrettung", die Zeit der Schwarzenberge, Manteuffel, Beuste, die Zeit der Landräthekammern und waldheimer Zuchthäuslereien, die Zeit der Dogmenfabrikation, Konkordate, Encykliken und Syllabusse, item auch die Zeit des größenwahnsinnigen

Materialismus, der Gründerei und Schinderei, des schamlosesten Schwindels, des frechsten Millionendiebstahls, der gierigen Raffsucht und der wilden Vergeudungslust. In dieser von den giftigsten Miasmen erfüllten Atmosphäre konnten und mussten sogar die von einem Pseudobonaparte angezettelten Kriegsmachenschaften von 1854 und 1859 für reinigende und erfrischende Gewitter gelten.

Die auf Deutschland lastende tiefe Nacht begann einer leisen Dämmerung erst dann wieder zu weichen, als mit dem Jahre 1861 in Preußen an die Stelle Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm I. trat. Zwar hatte die „neue Aera" nicht eben viel zu bedeuten, so lange die innere und die äußere Politik des berliner Kabinetts von halb- oder viertelsliberalen Schwenkfeldern geleitet wurde, welche, eben als solche:

„Auf halben Wegen und zu halbem Ziel
Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben" —

gewohnt und willig waren. Der Geist dieses Liberalismus war nur sehr mäßig stark, das Fleisch aber ganz schwach. So ungefähr auch bei dem 1859 gestifteten „Nationalverein", welcher den Phrasenfaden da wieder aufnahm, wo die Kaisermacher denselben im Frühjahr 1849 hatten fallen lassen.

Damals hatte die Revolution von unten sich für bankerott erklären müssen, obzwar sie zum Geschäftemachen doch eigentlich gar nicht gekommen war. 1862, nach Beseitigung des halb- oder viertelsliberalen Schwindels, d. h. nach der Gelangung Bismarcks ans preußische Staatsruder, hob die Revolution von oben an und zeigte der Welt, wie man es machen müsse, um etwas machen zu können. Mit den „halben Wegen", den „halben Mitteln" und den „halben Zielen" war es jetzt vorbei und es gab in Deutschland endlich einmal wieder, nach vielen Jahrhunderten endlich einmal wieder eine Politik aus dem Ganzen und Vollen.

Das von Göthe befürwortete Wandeln „auf den Wegen ruhiger Bildung" ist ja recht hübsch und idyllisch, paßt

auch für Minister von Miniaturstaaten wie angemessen. Aber die Weltgeschichte ist kein Idyll. Ihre großen Haupt- und Staatsaktionen sind niemals und nirgends fein friedlich und säuberlich in Scene gegangen, sondern gewaltsam und unsauber, unter Blitzen, Donnern und Wolkenbrüchen, begleitet von Feuersbrünsten und Wassersnöthen. Eine von den Gesichtspunkten eines weimarer Geheimraths aus geleitete Politik hätte sicherlich nie ein neues deutsches Reich zuwegegebracht. Nur große Mittel führen zu großen Zielen. „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat“ oder, wie Bismarck am 30. September 1862 in jener denkwürdigen Sitzung der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses sagte: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut“ [1]).

Daß er sich, indem er sich anschickte, *seine* „große Frage“, die deutsche Frage, zur Entscheidung zu treiben, durch sprechende Verfassungsparagraphen und rednernde Parlamentarier nicht aufhalten ließ, sondern mit beiden Füßen in den „Konflikt“ mit besagten Paragraphen und Rednern hineinsprang, wird ihm heute wohl niemand mehr verübeln, ausgenommen etwa verbissene Partikularisten, welchen der Kantönlizopf hinten hängt und welche dem Bismarck die Schaffung des neuen deutschen Reichs nicht verzeihen können, weil sie auf den Palaver-Bühnen von Flachsenfingen, Krähwinkel und Kuhschnappel die großen Männer spielen und die parlamentarischen Helden agiren

---

1) Eine afterweise Kritik, mit dem ganzen Dünkel und der breiten Anmaßlichkeit auftretend, wie solche der Ignoranz eigen zu sein pflegen, hat dem Fürsten Bismarck dieses berühmte „geflügelte Wort“ vom Eisen und Blut absprechen wollen. Es ist und bleibt aber ein historisches Wort, aktenmäßig festgestellt und bezeugt. S. Hahn, Fürst Bismarck (Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe desselben), Berlin 1878, Bd. I, S. 66—67. Am selbigen Tag und Ort sprach Bismarck auch sein Flügelwort von den „katilinarischen Existenzen“.

konnten, während auf der großen Reichsbühne ihre Kleinheit und Gewöhnlichkeit zum Vorschein kommen musste und gekommen ist, „zum erspiegelnden Exempel“, mit Kaiser Josef dem Zweiten zu sprechen. Solche aus der selbstgefälligen Eitelkeit ihres krähwinkeligen Größebewusstseins aufgeschreckte Schwätzer von Partikularisten sind dann auch im Jahre 1870 dumm und schamlos genug gewesen, mit der schwarzen, der rothen und der gelben Internationale gegen ihr Vaterland und für Frankreich gemeinsame Sache zu machen, von „Neutralität“ und dergleichen Narretheien mehr faselnd, bis ihres Nichts durchbohrendes Gefühl durch das Gemurr aller anständigen Leute in ihnen wachgerufen wurde. In ihrer Erbosung haben sie dann die Spalten deutschfeindlicher Zeitungen in Wien, in Frankfurt, in der Schweiz und in England mit ihren die Deutschen lästernden und die Franzosen beschmeichelnden Schmieralien gefüllt und etliche sind auch richtig später für solche Gesinnungstüchtigkeit mit französischen u. s. w. Ehrenerweisungen stigmatisirt worden, wie nur recht und billig. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich dem Gesagten die Bemerkung anfüge: Kein Franzos, gehörte er zu welcher Partei er wollte, hätte zu solchem affenschändlichen Parademachen mit der Vaterlandslosigkeit sich erniedrigt. Das konnten nur „kosmopolitische“ deutsche Dämeler und Duseler, falls man nicht vorzieht, sie gemeine Spekulanten zu nennen, was ja inbetreff von diesem oder jenem wohl angebracht sein dürfte.

Es ist nach den Enthüllungen, welche uns die letzten Jahre gebracht, doch nicht so ganz richtig, wie Biedermann (II., 317 fg.) annimmt, daß die liberale Opposition von dem, was Bismarck wollte, gar keine Ahnung gehabt hätte. Aber sie kannte ihn nicht. Sie kannte ihn nur als den „Junker“ von 1847—1849 und wollte ihn nur als solchen kennen. Ihm konnte das im Grunde auch ganz recht sein: wusste er doch, daß er, was er wollte, ohne und wider die Liberalen viel besser würde durchsetzen können als mit ihnen. Er mochte denken: Ist erst einmal das große Werkzeug zur Ausführung großer Pläne da, d. h. die reorgani=

sirte, verstärkte und wohlgerüstete Armee, und hat das Werkzeug erst einmal Großes vollbracht, so werden die Herren Liberalen schon mit sich reden lassen. Und siehe, sie haben dann auch, wie bekannt, mit sich reden lassen, so lange und so schmiegsamlichst mit sich reden lassen, bis aus alle dem Mitsichredenlassen unversehens ein Andiewandgedrücktsein geworden war.

Der Minister verhehlte sich übrigens bei allem seinem Genie und Muth, bei aller seiner Willenskraft und Thatenlust die Größe seines Wagnisses keineswegs. Es war ihm vollbewusst, daß er ein Spiel spielte, dessen Einsatz unter Umständen sein Kopf sein könnte. Er hatte wohl auch Stunden tiefer Entmuthigung, und wenn man bedenkt, was er seinen Nerven jahrelang zumuthen musste und zugemuthet hat, so erscheint es fast wunderbar, daß sie so lange ausgehalten haben. Das große Bismarcksglück, ohne welches doch alle Genialität, Tapferkeit und diplomatische Meisterschaft des Mannes nichts ausgerichtet hätten, war, daß auf dem preußischen Thron ein Mann saß, welcher seinen Minister verstand und hielt, ihn hielt allen offenen und geheimen Gegenstrebungen und Machenschaften, allen widerbismarckischen Ränken und Schwänken zum Trotz.

Die mit so großem Spektakel inscenirte und so kläglich ausgegangene „Windbeutelei“ [1]) des deutschen Fürstentages vom August 1863 konnte den preußischen Staatsmann nur ermuthigen, seinerseits jetzt die Revolution von oben kühn und unverweilt in Scene gehen zu machen. Denn jenes prunkvolle, aber hohle frankfurter Spektakelstück hatte ja allen Augen, die überhaupt zu sehen vermochten, deutlich gezeigt, daß ohne Preußen aus Deutschland nichts zu machen wäre. Selbst den besten Willen der sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten vorausgesetzt, nichts zu machen wäre, schlechterdings nichts, und folglich, daß nur Preußen etwas aus Deutschland machen könnte.

---

1) Bismarck am 12. August 1863 aus Gastein an seine Frau. Bismarckbriefe. 2. Aufl. S. 160.

Wer nicht im Stande war, aus jener Prämisse diese Konsequenz zu ziehen, hatte alle Berechtigung verwirkt, in politischen Dingen überhaupt noch mitzureden. Wenn aller gute Wille und alle Macht des Kaisers Franz Josef und der deutschen Mittel- und Kleinfürsten nicht ausgereicht hatten, auch nur eine „That in Worten" zu thun, geschweige eine That in Werken, was war dann noch von Kammerreden und Vereinsresolutionen zu erwarten? Windbeutelei, sonst nichts.

Das große Umwälzungs- und Neuschaffungsspiel, die deutsche Revolution von oben hob an und rollte sich, wie die Welt weiß, „mit Eisen und Blut" in drei großen Aufzügen ab: — 1864, 1866, 1870—71. Die Peripetie spielte am 18. Januar von 1871 in der „Galerie des Glaces" im Königsschlosse zu Versailles, das Finale am 1. März in der Sitzung der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux, den Epilog sprach am 21. März im weißen Sale des Berliner Schlosses der Kaiser Wilhelm in Form seiner ersten an den deutschen Reichstag gerichteten Thronrede.

Angesichts eines so großartigen Spieles thut es nicht gut, von den allerhand kleinen und kleinlichen Nachspielen desselben zu sprechen. Solche Nachspiele mussten kommen, wie nach der Flut die Ebbe kommt. Der ungeheuren Nerven- und Muskelnspannung von 1870—71 musste naturnothwendig die Abspannung folgen, der Begeisterung die Ernüchterung. Dem Apostel Paulus zufolge „ist unser Wissen Stückwerk". Unser Wollen aber gewiß noch mehr und unser Vollbringen am allermeisten. Sicherlich ist von 1864 bis 1871 ein gewaltiger Vorwärtsruck zur Einheit, Macht und Größe Deutschlands geschehen. Aber ebenso sicher ist, daß das „deutsche Reich" noch immer ein unfertig Ding. Wird es vollendet werden? Wann? Wie? Womit? Die Zukunft wird Antwort geben. Wir aber wissen nur, daß die Gegenwart nichts ist und nichts sein kann als ein Uebergangsstadium. Nach vorwärts oder nach rückwärts? Aufwärts oder abwärts? Zwar nicht unmittelbar, aber

doch mittelbar hat Wolfgang der Große zum voraus darauf geantwortet: —

„Auf des Schicksals großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du musst steigen oder sinken,
Du musst herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein."

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

